

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 5. Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 1. februar 1858.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

VIII. Band.

Erklärung des Modenbildes. Gesellschaftstoiletten.

Ein Weihnachtsabend auf dem Dorfe.

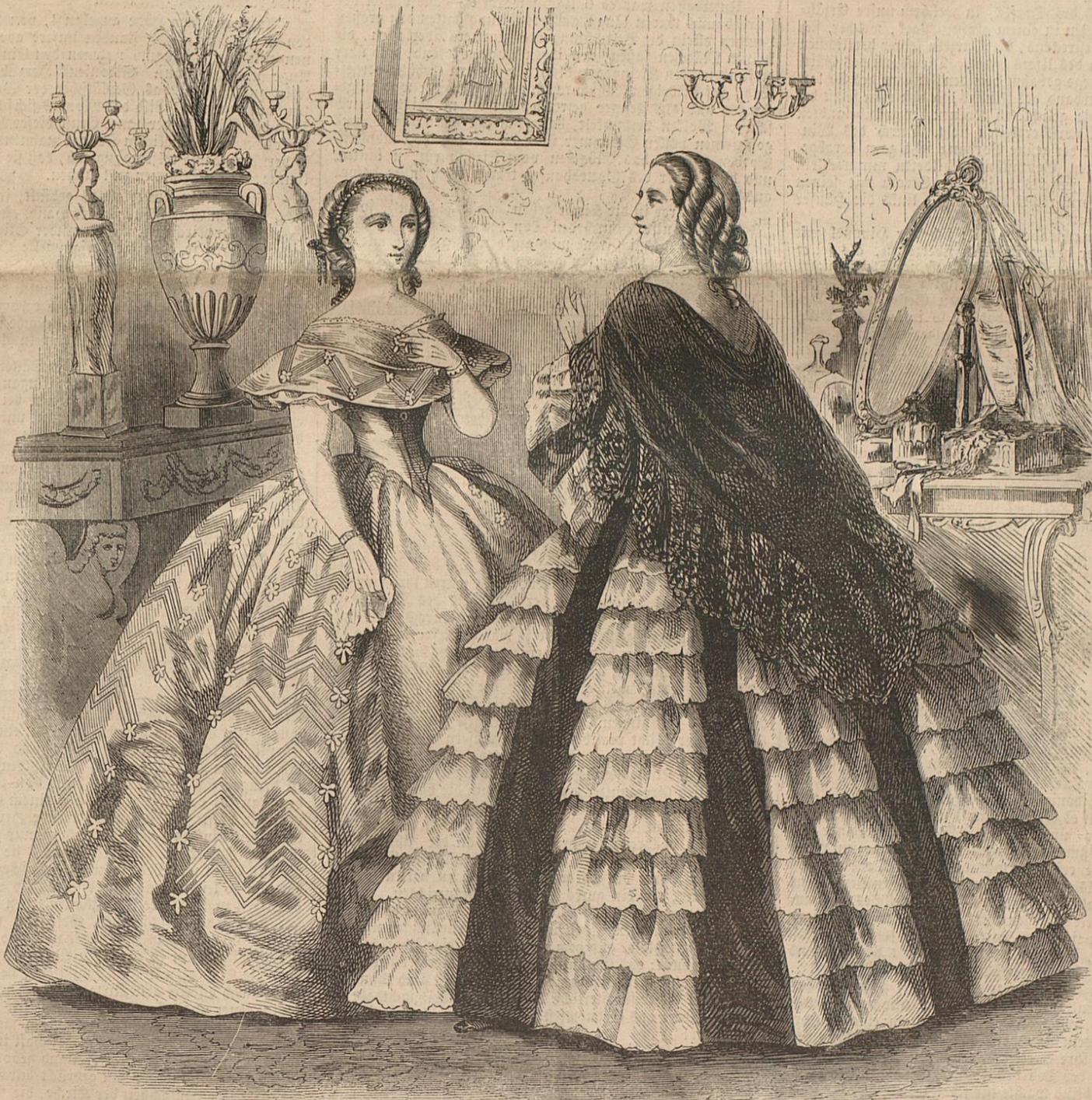
Figur 1. Robe von pensée Taffet mit glattem hohen Leibchen. Der Rock und die weiten offenen Ärmel sind mit zackig ausgefaltenen schmalen Volants, und in gewissen Entfernungen durch breite, die Volants durchschneidende schwarze Sammetstreifen garnirt. Schwalbenteilet von schwarzem Sammet mit schwarzer breiter Spitze garnirt, Coiffüre ohne alle Bandverzierung; das vordere Haar ist in große, nach rückwärts frisirte Locken arrangirt und das Hinterhaar in einen Apollonknoten geschlungen.

Im Herrenhause zu Heindorf war es seit einigen Tagen lebhaft geworden, die so lange herabgelassenen Rouleaux und geschlossenen Fensterläden waren geöffnet, und nicht mehr im

Stübchen des Castellans allein schimmerte Abends ein Lichtchen; im ersten Stockwerk wälzte um die hohen Fenster der Schmuck blendendweißer Vorhänge, blondlockige Kinderköpfchen drängten sich neugierig an die Scheiben, im Souterrain waltete emsig die Dienerschaft, muthige Rosse wieherten im Stall und versetzten den sonst so still ingrinnigen Pluto so in Ertause, daß er die Kette durch sein wüthendes Geberber, und die Ohren der Menschen durch sein Gebell zu sprengen drohte. Aus den Schornsteinen wirbelten lustige Rauchsäulen in den Winterhimmel empor, Abends blickten eine Reihe erleuchteter Fenster freundlich in das Dunkel hinaus, und die Leute im Dorfe, wenn sie einander begegneten, erzählten sich als wichtigste Neuigkeit: „Die Herrschaft ist angekommen!“

Es war ihnen in der That etwas Neues, die Herrschaft in ihrer Mitte zu haben. Der jetzigen Besitzerin, verwitweten Baronin v. L., war das Gut als Erbe von ihrer Großmutter zugefallen, die es jedoch nie bewohnt, sondern an den Besitzer eines benachbarten Gutes verpachtet hatte, um mit ihrer Enkelin in der Residenz leben zu können. Auch der verstorbene Baron v. L., Husarenrittmeister, welcher bei seiner Verheirathung den Abschied genommen, und durch diese Eigenthümer dieses Landstüchtes

geworden, hatte ihn selten, und stets nur flüchtig besucht, so zu sagen bei Nacht und Nebel, war im Dorfe von einigen Leuten gesehen worden, und andern Tags war er verschwunden.



Figur 2. Robe von braunem Taffet, deren Rock an jeder Seite durch einen zweimaligen Besatz à bandes garnirt ist, welcher (aus gleichfarbiger Seidenborte,) ein Zickzackmuster bildet, je drei und drei Borten vereinigt zeigt, die durch Rosetten von Posamentirarbeit geschlossen sind. Die Vertthe des glatten halbhohen Leibchens ist auf dieselbe Weise verziert und fällt auf die sehr kurzen saltigen Ärmel so weit hinab, daß nur der an diese sich anschließende weiße Füllpuff sichtbar bleibt. Coiffüre ähnlich der von Figur 1, nur durch den Schmuck der Perlen von jener sich unterscheidend.

Pariser Moden.

So erzählten die Leute auch von ihrem Herrn, daß, als er den Militärrock ausgezogen, und der Gatte einer schönen, reichen Frau geworden, er ein ganz Anderer gewesen sei als sonst, wo er als Leutnant mit der Herrschaft des benachbarten Gutes manchmal zur Kirmes herübergekommen war und mit den Bauernmädchen getanzt hatte, die den schmucken Leutnant sehr hübsch fanden und des Häusler Schmidt Ann Marie beneideten, die er öfter als alle andern zum Tanz aufforderte.

Lieber Gott, wie war das Alles anders geworden; seit einem Jahre und länger war der Baron gar nicht mehr in's Dorf gekommen, denn er war todt, der Häusler Schmidt war ein alter kindischer Mann, dem es jetzt recht schlecht ging, denn die Ann Marie, seine Tochter, war seit Jahren schon im Kopfe nicht recht richtig, und ihr Sohn, ein frischer, gewetzter Junge von 10 Jahren, der einzige Vernünftige im Hause; alle Leute im Dorfe hatten den blonden Karl gern, den armen Knaben, den ein hartes Schicksal zwang, der Aufseher und Pfleger Derer zu sein, die ihn beaufsichtigen und pflegen sollten. Bald nach des Kindes Geburt (der Baron L. hatte sich damals gerade mit der reichen Banquierstöchter Sidonie R. verlobt) war ein Doctor aus der Stadt zur Ann Marie gekommen, bei dessen Eintritt sie, sei es aus Schreck oder geäußelter Erwartung, zu Boden fiel, mit dem Kopf gegen den Bettposten schlagend, wodurch ihr Gehirn wohl gelitten haben mochte, denn auf des Doctors Fragen führte sie befremdliche Reden, und als der gelehrte Mann das Dorf verließ, erfuhr die Leute, die schöne Ann Marie sei im Kopf nicht richtig, man müsse auf ihre Neben nichts geben und ihr nichts glauben. — Die Leute glaubten und sprachen so viel sie wollten, und ließen die Sache gehen wie sie wollte, denn Ann Marie wurde Niemandem zur Last — es war nie Mangel im Hause, bis vor einem Jahre mit dem Tode des Gutesherrn in der kleinen Hütte des alten Schmidt die Armut sich zu dem geistigen Elend gesellte. Niemand hatte mehr geklagt um den Tod des gnädigen Herrn, als der blonde Karl — er hätte gern keine guten Kleider und keine guten Bissen mehr gehabt, wenn ihn nur noch Jemand wieder so hätte streicheln wollen wie der gnädige Herr — nur von seiner Mutter wollte der Karl nicht gestreichelt sein, ja kein Zureden, keine Strafe brachte ihn dazu, sie als seine Mutter anzuerkennen.

Das Herrenhaus des Dorfes, in welchem unsre Erzählung spielt, liegt mitten in einem großen Park, welcher sich bis zum Flusse hin erstreckend, die Wurzeln seiner herrlichsten Eichen in den Wellen des Meeres badet. Die Kunst des Gärtners hat dem Blick Wege gebahnt von den Fenstern des Schlosses bis zu dem Silberband des Flusses, so daß man selbst bei Sommerszeit durch die gelichteten Kronen der grünbelaubten Bäume weiße Segel vorübergleiten sieht. Durch des Winters rauhe Hand war der grüne Vorhang jetzt ganz herabgezogen, und die nackten Baumstämme bildeten nur noch ein durchsichtiges Gitter, jenseits dessen der Strom mit seinen winterlich kahlen Ufern, rechts die Kirche, links die Häuser des Dorfes sichtbar waren.

Heut am Weihnachtsabend hatte sich der Himmel mit einem dichten Schleier grauer Wolken überzogen, als sei er der Meinung, die Erdbewohner bedürften seiner Sterne nicht; und das Zimmer des Schlosses, in welchem der Christbaum brannte, Glück und Befriedigung auf den Gesichtern der Besichtigten leuchtete, bot in der That ein so freundliches Bild, daß eine solche Voraussetzung wohl begründet erschien.

Welche von den Augen, die diese Zeilen lesen, hätten nicht schon den Weihnachtsbaum im elterlichen Zimmer schimmern sehen, noch nicht die zauberhaften Gegenstände, die wir „Weihnachtsgeschenke“ nennen, geschaut? So wird denn auch das Bild des Christabends im Schlosse zu Heindorf den Leserinnen ein bekanntes sein. Die goldenen Nessel und Nüsse, die Gold- und Silberneze des Christbaums, das Zuckerwerk und das Spielzeug — Kaufläden, Küchen, Theater, Schäfereien, Trockenpläke, Silberbücher und Puppenstüben — all diese Herrlichkeiten, welche die Kinder wohlhabender Eltern vom Christkinde zu empfangen pflegen, waren auch für die drei kleinen Mädchen der Baronin um und auf den Weihnachtstisch aufgebaut.

Die Domestiken hatten mit ihren Gaben sich entfernt, und während Anna, Emma und Libby die empfangenen Schätze im seligen Rausch der ersten Bestirnung muftern, wollen wir einen prüfenden Blick auf die zwei Frauen gestalten werfen, welche, an einem von Lampen erhellen Tisch sitzend, an der Freude der Kinder in verschiedener Weise Antheil nahmen.

Die Baronin Sidonie v. L., eine schlank, jugendliche Gestalt in schwarzem Seidenkleide, sah, den Kopf in die Hand gestützt, mit trübem Lächeln dem Spiel der Kinder zu. Das schöne kastanienbraune Haar umrahmte, fast nachlässig geschleitet, ein Gesicht, dessen weichen Zügen ein tiefer Schmerz seine Spuren eingebrüdt.

Die Baronin Sidonie von L. — war ein vom Glück verwöhntes Kind, wenn es Glück genannt werden kann, daß sie, früh schon eine vater- und mütterlose Waise, von einer reichen, zärtlichen Großmutter erzogen ward, welche im Leben jeden ihrer Wünsche erfüllte, und bei ihrem Tode die erst 16jährige Entelin als alleinige Erbin eines großen Vermögens zurückließ. Jedenfalls aber war es Glück, welches das unersahrene, vielbegehrte Mädchen unter ihren zahlreichen Freiern einen Mann finden ließ, der, wie auch sein früheres Leben gewesen sein mochte, sie innig liebte, wahrhaft beglückte und an dessen Seite sie Jahre ungetrübter Zufriedenheit genoß.

Sidonies ganzes Leben war von der Art gewesen, daß sie Worte, wie „Entsagen“, „Entbehren“ nur dem Klange nach kennen gelernt, ohne deren Bedeutung am eigenen Herzen zu erproben. Kein Wunder, daß der erste Schlag des Schicksals, welcher ihre Seele aus der süßen Gewohnheit des Glücks aufrüttelte: der Tod des Gatten, sie gänzlich niederschmetterte und sie blind machte für jedes Glück, das ihr noch geblieben. Sidonie war durch ihre Erziehung zu einem jener gutmüthig selbstsüchtigen Wesen herangebildet, welche, ohne eigentliche Geringschätzung gegen Andere, sich selbst stets und überall als die Einzigen und Ersten betrachten, weil dieser Glaube ihnen, wie gesagt, durch Erziehung und Verhältnisse beigebracht worden.

Die Baronin L. — war gutherzig, wohlwollend und freundlich gegen Untergebene, immer lebenswürdig gegen Gleichgestellte, doch ihr bisher so ebener Lebensweg, welcher keinerlei Anstrengung von ihr gefordert, hatte ihr Nachdenken

eingeschläfert und sie gewöhnt, den Kreis, in dem sie sich froh und glücklich bewegte, als die Welt zu betrachten. Wie so manche im Ueberflusse erzogene, durch Liebe verzogene Menschen hatte sie eine Scheu vor dem Anblick des Unglücks, des Elends, der Armut; sie gab Almosen Dem, der sie darum ansprach, aber wohlthätig war sie nicht; sie hatte die kalte, freundliche Indifferenz derer, welche im Schooße des Reichthums aufwachsen ohne verständige Leitung. Mit dem Eigensinn eines verzärtelten Kindes klammerte sie sich fest an den ersten und einzigen Schmerz ihres Lebens, für den es, wie sie meinte, keine Linderung gebe. Hätte sie mit offenem Auge ihre Kinder betrachtet, die holseligen Engel ihres Lebens, oder hätte sie ein Auge gehabt für den schwerer leidenden Theil der Menschheit, so müßte sie zu der Erkenntniß gekommen sein, daß es zwei reiche Quellen gebe, welche ihr Herz mit Glück zu sättigen im Stande seien: Mutterliebe und Wohlthätigkeit.

Diese und ähnliche Gedanken schienen das Gemüth der zweiten Dame zu bewegen, welche, der Baronin gegenüber sitzend, diese zuweilen mit einem Blick warmer Theilnahme betrachtete. Fräulein Louise, die Erzieherin der Kinder, ein nicht mehr jugendliches Mädchen mit starken, aber angenehmen Gesichtszügen, klugen grauen Augen und ebenmäßiger, fast imponirender Gestalt, hatte in ihrem Wesen jene klare Sicherheit, die bei Personen, die mit den Verhältnissen zu kämpfen genöthigt waren, sich um so entschiedener ausbildet gegenüber unfertigen Charakteren, die, wie die Natur der Baronin, zur Bevormundung und mütterlicher Ueberwachung herausfordern. Fräulein Louise war erst ein halbes Jahr im Hause der Baronin, hatte jedoch bereits einen bedeutenden Einfluß auf dieselbe erlangt und war fast der Abgott der Kinder geworden, die, bei der Mutter selten oder nie Theilnahme für ihre kindischen Leiden und Freuden findend, der Gouvernante die ganze Last stürmischer Liebe aufbürdeten, deren ihre jungen Herzen fähig waren.

So mußte denn auch heut „Fräulein Louise“ alle Bewunderungsausbrüche der Kleinen theilnehmend anhören, alle Fragen beantworten, Bilder erklären, Puppen wiegen und kleiden, mußte Rathschläge geben für Küche und Wäsche, für Kramladen und Theater und sie that alles Begehrte und mehr noch mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit.

Unter dessen war es 6 Uhr geworden — die Lichter des Christbaums waren längst ausgelöscht und hatten den großen Lampen allein die Beleuchtung des Zimmers überlassen, die kleinen Mädchen saßen, mit ihren Puppen kosend, und über diese theuersten Kleinode endlich alle andern Schätze vergessend, auf niedrigen Fußbänken. Die Baronin war aufgestanden und ans Fenster getreten; der Mond, bisher durch schwere Wolken verbunkelt, hatte sich fast ganz befreit, und goß seinen vollen Schimmer über die winterliche Landschaft. Soeben begann das Glöckchen vom Kirchturm zu läuten, und die Fenster des Gotteshauses traten leuchtender hervor aus dem Dunkel.

„Ich werde in die Kirche gehen, gnädige Frau“, sprach „Fräulein Louise“, durch den Ton des Glöckchens an ihren Vorfall gemahnt, „ich freie mich auf den Weg dahin, wie auf den Gottesdienst selbst; bin gestern bei Tage schon durch das Dorf dorthin gegangen und finde mich vollkommen zurecht bei dem hellen Mondlicht. — Bald bin ich zurück.“

„O, nehmen Sie mich mit, Louise“, fiel Sidonie ihr fast ins Wort — „gewiß, im Freien wird mir besser — der Lärm und die Freude der Kinder heut, an dem Tage, wo Fedor, mein theurer Gatte, seinen letzten Athem aushauchte, ist mir fürchterlich“, fuhr sie leiser fort, „und die Kirche wird mir wohlthun, bin ich auch lange in keiner gewesen. Kommen Sie, kommen Sie; Jenny mag bei den Kindern bleiben bis zu unserer Rückkehr.“

„Wer wird mich denn ankleiden?“ flüsterte Anna leise dem „Fräulein Louise“ ins Ohr, ehe diese sich entfernte. „Jenny“, war die eben so leise Antwort, „habt keine Sorge, ich werde ihr alles Nöthige auftragen.“

Ein schöner, obgleich etwas stürmischer Winterabend empfing unsere Kirchengängerinnen, als sie aus dem Portal des Schlosses ins Freie hinaus traten, doch waren ihre warmen Hüllen mehr als hinreichend, der Kauhheit des Wetters zu trotzen. Ein gelinder Frost hatte den Weg durchs Dorf sauber und einladend gemacht, und so war es dieser, welchen die Damen ohne Zögern betreten; eine erwartungsvolle, heilige Stille ruhte über dem Dorfe, es war, als triebe das Sausen des Windes, welcher hier nur die kahlen Häupter der Bäume schüttelte, noch dazu bei, diese Stille zu vermehren. Eine lange Zeit gingen Sidonie und Louise schweigend neben einander her, dicht vorüber an den Häusern und Hütten, in denen, vom Schein eines matten Lichtes erhellt, hier die Bewohner zum Kirchgang sich rüsteten, dort die zitternde Hand einer greisen Großmutter dem Christbaum die dünnen Wachskerzen anlechte, welche in Kurzem das Auge des Entels zu erfreuen bestimmt waren. Väter, mit kleinen Kindern auf dem Arme, während die größeren sich an die Spitze seines Rockes festhielten, schritten der Kirche zu, und überließen den Frauen zu Hause die Sorge, Alles fertig zu halten für die Besprechung, und ein gutes Abendbrod herzurichten.

„Es war wohl recht thöricht, Louise“, unterbrach Sidonie das Schweigen, „daß ich Ihren Vorstellungen nachgab und mich entschloß, auf dem Lande, in dieser Abgeschiedenheit zu wohnen; das Geräusch und Gewühl der großen Stadt peinigte mich, aber wird es diese Stille nicht auch thun —? und zumal dieser fürchterliche Tag, dieser Weihnachtsabend! Wenn Andere das Geburtsfest Christi feiern, begehe ich ein Todtenfest!“

Es lag fast ein Vorwurf für Louise in diesen Worten, denn sie allein hatte durch ihre Vorstellungen bewirkt, daß der Weihnachtsabend nicht als Todestag des Vaters, sondern als Geburtstag des Heilandes im Hause gefeiert wurde; doch „Fräulein Louise“ war — eine Gouvernante — im besten Sinn des Wortes, und ließ folglich auch hier die Gelegenheit nicht vorübergehen, die von ihr wahrhaft geliebte Mutter ihrer Zöglinge an die Forderungen zu mahnen, welche das Leben an sie zu stellen habe.

„Theure Frau“, begann die Erzieherin mit den warmen Tönen des Herzens, welche ihren Weg zum Herzen, in das zu dringen sie bestimmt waren, fast nie verfehlten: „Sie sind Ihren Kindern nicht nur Liebe, Sie sind ihnen Heiterkeit schul-

dig und Theilnahme an ihren Interessen. Sie haben viel verloren, doch nicht Alles. Verwenden sie nicht die Kraft Ihres Herzens an den Schmerz, während die Mutterliebe diese Kraft von Ihnen fordert.“

„Meine Kinder lieben Sie mehr als mich“, entgegnete sie traurig.

„Weil Sie kein Ohr für ihr Gepolter, für ihre Fragen, selten eine Liebeslösung für ihre kindliche Zärtlichkeit haben. Ich sehe fast wie eine Räuberin an Ihrem Hausaltare, ohne es zu wollen, durch Ihre eigne Schuld, gnädige Frau! Sie meinen dem verlorren Kleinod Ihres Lebens nach, und überlassen den reichen Schatz, der Ihnen geblieben, gänzlich der Obhut Anderer — ja, mehr noch, Sie verschänken gleichgültig diesen Schatz, die Liebe Ihrer Kinder, welcher Ihnen Ersatz geben könnte für das, was Sie verloren. Bringen Sie der Mutterliebe den Schmerz der Gattin zum Opfer, versuchen Sie, Ihren Kindern zu Liebe heiter zu sein, denn nur durch die Heiterkeit ihrer Umgebung kann den Kindern der volle Genuss des Jugendglücks zu Theil werden. Ich weiß, Sie haben die Kraft, so bald Sie nur versuchen. Begannen Sie doch schon ihr Opfer damit, Ihren Kindern den Weihnachtsbaum zu schmücken an dem Tage, welcher die traurigste Erinnerung Ihres Lebens birgt, — das ist keine Profanation, es ist die schönste Verklärung, die Sie Ihrer Trauer geben können. Sprossen doch Blumen aus allen Gräbern, soll das Grab Ihres im Leben so heitern, menschenfreundlichen Gemaltes stets eine öde Stätte bleiben, auf welcher keine Blüthe der Freude mehr keimt?“

Sidonie sah der erregten Sprecherin eine Weile still ins Auge, das trotz dem bleichen Licht des Mondes doch von liebender Wärme strahlte, und erwiderte, Louises Hand drückend: „Sie sind ein sehr verständiges Mädchen, nur etwas zu verständig — Sie kennen wahrscheinlich den Schmerz nicht, und wollen daher dem meinen sein Recht nicht gönnen; — aber in Bezug auf die Kinder mögen Sie Recht haben — ich will versuchen, heiter zu sein.“ Je weiter unsere Spaziergänger vorwärts schritten, um so deutlicher drang der Gesang der Gemeinde aus der nahen Kirche an ihr Ohr, und als sie das Ende des Dorfes erreicht, stand das Gotteshaus vor ihnen, und schien mit seinen erleuchteten Fenstern die Freudenbotschaft von der Geburt des Heilandes in die schweigende Nacht hinauszustrahlen.

Auf der freien Höhe angelangt, von wo aus die Kirche den Strom überschaut, standen unsere abendlichen Pilgerinnen eine Weile still und nahmen den Eindruck der Natur in Auge und Herz auf. Sidonies Herz begann höher und freier zu schlagen, das Geplätscher der Wellen im Fluß unten, auf denen das Bild des Mondes sich schaukelte, das Rauschen des Windes, der ganze Ernst dieser Nachtfeier sprach zu ihrer heut so empfänglichen Seele so mahnend und eindringlich, so beruhigend und tröstend zugleich, daß sie nicht müde werden konnte, diesen Stimmen zu lauschen.

Eine ältliche Frau, etwas gebückt, in kurzen Mäntelchen, mit dem Gesangbuch in der Hand, ging eben langsamen Schrittes der Kirche zu, mit zitternder Stimme den Vers singend, welchen so eben die versammelte Gemeinde, von den Klängen der Orgel begleitet, anstimmte:

„Er ist auf Erden kommen arm,
Auf daß er unsrer sich erbarm,
Uns in dem Himmel mache reich
Und seinen lieben Engeln gleich!“

Sidonie und Louise folgten der Bäuerin in die Thür des Gotteshauses und blieben am Eingang stehen, da die dicht gedrängte Menschenmasse ihnen bei ihrer Unkenntniß der Lokalität ein weiteres Vordringen, und das Auffuchen der herrschaftlichen Loge unmöglich machte. An jedem anderen Tage hätte der Eintritt zweier Damen in die Kirche, wo außer der Frau und Schwester des Kantors fast nie eine Dame gesehen wurde (der Prediger wohnte im benachbarten Dorfe), Aufsehen erregt, heut aber ging ihr Erscheinen unbemerkt vorüber, weil die Gestalten der in dem Gange stehenden Männer sie den Blicken der Gemeinde verbargen.

Glücklich, endlich einen beschränkten Sitzplatz erobert zu haben, um ihn der Baronin überlassen zu können, blieb Louise neben dieser stehen, überließ sich der Betrachtung des dürftigen Gotteshauses und — baute Luftschlösser. Vielleicht denken hier die Leserinnen — Luftschlösser bauen könne und dürfe nur die Jugend und Fräulein Louise, die Gouvernante mit der ersten, gefurchten Stirn, sei dazu viel zu alt. Urtheilt nicht zu rasch, ihr Lieben; die Luftschlösser, die Fräulein Louise baute, waren — Klein-Kinder-Bewahranstalten und Krankenhäuser, Armenschulen und Institute für Verwahrloste. In Louises Herzen brannte ein Funken der Liebe Christi, welcher mit den Zöllnern und Sündern zu Tische saß, und den Verlorenen und Aussätzigen Trost und Heilung zu bringen sich sehnte. Sie hatte von dem Aufenthalt auf dem Lande der Baronin als von einem Eldorado geträumt, denn sie hoffte das jugendlich weiche Herz der Dame, das durch den Einfluß steten Wohllebens nur gefühllos geworden für die Interessen der Menschheit, sie hoffte dieses Herz für das Wohl und Wehe ihrer Mitmenschen zu erwärmen und das um so leichter und sicherer hier, wo Sidonie in den Bedürftigen zugleich ihre Untertanen sehen mußte.

Mit sehr verschiedenen Gefühlen weilten die beiden Frauen in dem kleinen Gotteshaus, wo jetzt die Stimme des Predigers nur in einzelnen Worten zu ihrem Ohr drang, weil die Kinder, wie im Bewußtsein, daß dieses Fest ihnen gelte, durch allerlei articulirte und unarticulirte Freudenlaute dem Redner und allen Anderen beweisen zu wollen schienen, daß es heut ihre Sache sei, mit ihren jauchzenden Stimmen und leuchtenden Gesichtern die Botschaft in alle Welt hinauszurufen: „Uns ist heute der Heiland geboren!“

Sidonie fühlte sich fast gedrückt durch die Beschränkung, die armselige Einfachheit der Kirche, die Dürftigkeit der ganzen Umgebung, und bereute aus der Freiheit der Natur in diese drückende Atmosphäre getreten zu sein. Ihren Augen blieb die Poesie des Ortes verhüllt. Sie fand in ihrem Innern keine Berührungspunkte mit diesen Menschen allen, die einer ihr fremden Welt anzugehören schienen. Die Todtenkronen, deren verblühten Bänder in langen Reihen von den weiß getünchten Wänden herabwebten, erzählten ihr keine Geschichten von verfunkenen Generationen einfacher Menschen, welche hier geboren wurden, lebten und starben, ge-

bannt an die Scholle, welche sie pflügten, wie die Blumen und Bäume, die mit ihnen kamen, wuchsen und vergingen.

„Sehen Sie die vielen zerkümmerten Kinder, gnädige Frau,“ flüsterte Louise Sidoniens ins Ohr. — „Wenn Gott will und Sie wollen, soll es über's Jahr anders sein“ — fügte sie mit einem warmen, bittenden Blick hinzu und wollte eben in der Angelegenheit ihres Herzens weiter fortfahren, als die Thöne eines seltsamen Gefanges, die Rede des Geistlichen unterbrechend, sich vernehmen ließen.

„Mein Lieb, wie sind Deine Augen so blau, Sie leuchten so froh, so selig; Dem Morgen gleich, der den nächtlichen Thau Der Thranen trocknet allmählig.“

Der unberufenen Sängerin war es zwar nicht vergönnt, die Strophe zu Ende zu singen, sondern der Schluß derselben löste nur in Sidoniens Herzen nach, die geisterbleich und zitternd den schauerlich kindischen Klängen gelauscht. — Louise, erschreckt durch die auffallende Veränderung im Wesen der Baronin, schrieb ihr Nebelbefinden der Hitze zu, und trug die Leidende mehr als sie führte zur Thür hinaus ins Freie.

Dieses Lied — Louise — wer kennt dieses Lied — es ist ein Lied, das Jedor gedichtet und in Musik gesetzt, ohne Verse noch Melodie jemals aufzuschreiben — es ist nicht möglich — es mußte eine Vision sein — hörten Sie es denn auch?“

Louise, die heftig erregte Frau unterstützend, wollte so eben bejahend antworten, als von der andern Seite der Kirche her ein verummirtes Weib auf die beiden Damen zuschritt, deren unheimliche Erscheinung für den Augenblick jede Antwort unterbrückte. Ueber den Kopf, von welchem das Haar in losen Strahlen weit ins Gesicht herabhing, hatte sie ein großes Tuch geschlagen, das zugleich den Oberkörper verhüllte und nur noch einen Theil des Halses sehen ließ; ein Knabe, ärmlich gekleidet, versuchte sie fortzuziehen, indem er drohend rief:

„Wenn Ihr nicht kommt, Ann Marie, sage ich's dem Büttel und er steck' Euch ins Loch!“

„Schenkt der schönen Ann Marie ein Groschen,“ redete das Weib Sidoniens an, ohne den Drohungen ihres jugendlichen Mentors Gehör zu geben. „Die schöne Ann Marie will ihrem Sohne zum heiligen Christ einen rothen Rock kaufen, einen Federhut und blaue Sporen, wie sein Vater hatte. . . Schenkt der schönen Ann Marie einen Groschen. . . gute Dame. . . Sei ruhig, Jedor, mein Sohn. . . heut ist Christnacht. . . wo artige Kinder von ihrer Mutter bescheert bekommen. . . vom Vater auch. . . Federhut und Sporen. . . ja, ja!“ und die Sprecherin kicherte in sich hinein.

„Ich bin nicht Euer Sohn, will nicht Euer Sohn sein, nicht Euer Jedor — Karl heiße ich, wie viel hundertmal soll ich's Euch noch sagen!“ fuhr der Knabe heftig auf. „Ich habe zwar keinen Vater und keine Mutter, aber für so eine Mutter, wie Ihr seid, will ich lieber gar keine! Glauben Sie ihr nicht, gnädige Frau, sie ist nicht meine Mutter, sie ist die verrückte Ann Marie, weiter Nichts. — Wäret Ihr vernünftig gewesen, Ann Marie, und hättet mich in Frieden in der Kirche gelassen, weil das doch meine einzige Freude ist zum heiligen Christ, so hätt' ich Euch einen schönen Honigkuchen und Kefel gegeben, die mir der Großbauer gestern geschenkt hat, als ich ihm sein durchgegangenes Pferd wieder heimbrachte, aber nun kriegt Ihr Nichts; warum lauft Ihr mir nach bis in die liebe Kirche, und lauft da an zu singen, daß ich hinaus muß und Euch nun wieder fortjagen. . . Ihr solltet Euch schämen, Ann Marie, einem armen Jungen, der's gut mit Euch meint, seine einzige Freude zu vergällen!“

Rast weinend hatte der Knabe seine Rede beendet, welche im Verein mit den Worten der Freimüthigen einen Sturm in Sidoniens Herzen heraufbeschwor, den der zarte Körper nicht zu ertragen vermochte. Mit Hilfe des kleinen Karl, der sich zarter und anstelliger zeigte, als man nach seiner Jugend und seinem dürftigen Aussehen hätte glauben sollen, trug Luise die Ohnmächtige in das naheliegende Haus des Cantors, wo ein bequemes Ruhebett sie aufnahm, und fremdliche Hände für ihre Wiederbelebung sich bemühten.

„Ach, die gnädige Frau Baronin ist's,“ sagte Karl, der von dem eben aus der Kirche zurückgekehrten Cantor den Namen gehört — „dacht' ich's doch — wer könnte denn sonst auch so schön sein —“ und neben dem Sopha niederknieend, küßte der Bauernknabe den Saum ihres herabwallenden Kleides, und schaute ihr mit thränenden Blicken in die eben sich öffnenden Augen.

„Ach, gnädige Frau,“ sprach er mit leiser, oft von Thränen unterbrochener Stimme, „weil Sie des guten seligen gnädigen Herrn gnädige Frau sind, so muß ich Ihnen noch danken für alles Gute, das er an mir gethan hat und an uns allen Dreien. Wenn er noch lebte, würde es uns wohl besser gehn, wir könnten dann wieder eine Magd halten und ich könnte in die Schule gehn, wie sonst.“ Hier stockte des Knaben Stimme und er brach in lautes Weinen aus.

„Der gnädige Herr haben diese arme Leute stets besonders unterstützt, und ihnen durch den Castellan Lebensmittel und Geld zufließen lassen,“ erklärte der Cantor in einiger Verlegenheit der Baronin, deren ganze Seele in die Augen gebannt zu sein schien. „Jetzt freilich, seit des Herrn Barons Tode, leben die Leute auf Gemeindefosten, und da geht's ihnen nicht sonderlich — natürlich — die Gemeinde hat so viel armes Volk zu erhalten, daß die wenigen Wohlhabenden nicht aufhören dürfen zu geben. Uebrigens ist der Karl ein braver Junge, der beste in der Schule und wenn Gw. Gnaden etwas für ihn thun wollten, so . . .“

Sidonie unterbrach hier den Sprecher durch die Bitte, sie mit dem Knaben allein zu lassen, und selbst Louise, welche wohl kaum sich gemeint fühlen konnte, entfernte sich mit der Familie des Cantors in ein Nebenzimmer.

„Wer bist Du, Kleiner?“ fragte nun Sidonie, die Hand des Knaben, welcher weinend an ihrer Seite stand, fassend.

„Der Häusler Schmidt ist mein Großvater,“ antwortete Karl; „ich wohne bei ihm, und die — die — Ann Marie auch.“

„Wer ist denn Dein Vater?“ fragte leise Sidonie.

„Ich habe keinen Vater. —“

„Keinen Vater?“

„Nein; manche Leute sagen — nehmen Sie es nicht übel, der Herr Baron soll mein Vater gewesen sein, aber so dumm bin ich nicht, das zu glauben, wie käme ich armer Junge zu so einem Vater, und wenn er mir auch manchmal die Baden freischelte und sagte: „Karl, mein lieber Sohn!“ so ist das

doch weiter kein Beweis; der Herr Cantor hat mich schon oft „lieber Sohn“ genannt; aber von dem gnädigen Herrn Klang's schöner — wenn ich's noch einmal von ihm hören könnt, wollt' ich zeitlebens nicht mehr in die Schule gehn, so gern ich's auch thue.“

„Karl, mein lieber Sohn!“ diese Worte des Kindes hallten lange nach im Herzen der schweigenden Sidonie — sie hatte diese Worte, dieselben Worte schon gehört; sie hatte sie gehört am Sterbebette ihres Gatten in seinen Fieberphantasien. Sidonie hatte seinen innigen Wunsch, einen Sohn zu besitzen, mit diesen Worten in Verbindung gebracht — daß diese Liebföschung einem wirklich lebenden Wesen galt, hatte sie nie geahnt, sonst würde sie auch den letzten Ausruß ihres sterbenden Gatten „Sei ihm eine Mutter!“ zu deuten gewußt, oder mindestens zu deuten versucht haben. —

Sidoniens Empfindungen zu beschreiben, wäre unmöglich; der Strom eines neuen Lebens hatte sich Bahn gemacht in das abgeschlossene, eng begrenzte Reich ihres Herzens, und überfluthete und durchströmte ihr ganzes Wesen mit seinen heilbringenden Wellen.

Von einem unwidderstehlichen Zuge getrieben, schloß sie den Knaben in ihre Arme und sagte: „den Vater kann ich Dir nicht zurückgeben, eine Mutter aber sollst Du in mir haben.“

Hätte der Himmel sich auf die Erde gesenkt, das verlassene Kind hätte nicht seliger verwundert sein können, als er es war, da die Liebe, die Mutterliebe ihm aus den Augen der schönen jungen Frau lächelte, die ihm als der Inbegriff aller Vollkommenheit erschien.

Für heut wurde der blonde Karl und seine geisteschwachen Angehörigen noch der Sorgfalt des Cantors anempfohlen, und Sidonie, von einem nie gekannten Gefühl gehoben, schritt an Louisiens Arm dem Schlosse zu. Es war unnöthig, ihrer Begleiterin den Zusammenhang ihrer Entdeckungen in Worten mitzutheilen, denn Louise errieth ihn, und fühlte zugleich mit schöner, uneigennütziger Freude, daß die Gabe des Himmels, welche dieser Weihnachtsabend der Baronin gebracht, sie inniger mit der Menschheit verwebte, ihr Herz mehr für ihre Leiden und Freuden empfänglich machte, als alle Ermahnungen, Bitten und Beispiele. Noch nie hatte Sidonie ihre Kinder so innig geliebt, als jetzt, noch nie hatte sie es so mit Wärme empfunden, reich zu sein, und in ihrem Reichthum die Mittel zu besitzen, ihre Wäther und — ihren Sohn — zu glücklichen Menschen zu machen, als jetzt. Der Schmerz, welcher so lange ihre Seele mit ehernen Ketten an die Erde gebannt hielt, war von ihr genommen, gleichsam in hebre Fernen entrückt, um sie von dort als Stern zu grüßen, und in ihr Herz war neues Leben eingezogen. Erkenntniß ihrer Pflichten, Erkenntniß ihres Glückes und der feste Wille, glücklich zu machen, so hießen die drei Gaben, welche der heilige Christ Sidoniens gebracht.

Anna und Jenny hatten unterdeß alle Hände voll zu thun gehabt. Ein Tisch mit Kränzen und Blumenvasen für Mama war aufgestellt worden; darauf hatte Lenchen schöne eigenhändig gestrickte Aermel, ditto Pulswärmer von Libby gelegt nebst Proben ihrer Zeichen- und Schreibkunst; Anna hatte eine hübsch schattirte Noje, Emma und Libby dagegen nur leicht skizzirte Tulpen geliefert, weil die langen schmalen Blätter dieser Blume den kleinen Künstlerinnen ein besonders dankbarer Vorwurf zu sein schienen. Die Hauptsache war aber: Anna hatte ihr schönes weißes Kleidchen angezogen, das mit Jenny's (des Kammermädchens) und Franzlein Louisiens Hilfe durch seine Tannenzweige reizend verzieret war, dazu ein Kranz von eben solchem Grün in Lenchens blonden Locken, und des Christkinds Worte war fertig — denn — ihr müßt wissen, Lenchen stellte einen solchen vor, und wollte der Mama ein Verschen sagen, das „Fräulein Louise“ ihr einstudirt. Die Kleine sah wirklich wunderbar lieblich aus mit den vor freudiger Erregung glühenden Wangen, den leuchtenden Augen, in dem idealen Gewande. Endlich kam die heißersehnte Mama mit Fräulein Louise zurück.

Die freudige Ueberraschung Sidoniens beim Anblick ihres holden Kindes war keine aus Freundschaft erkünstelte, sondern eine wirkliche, die ihre heut so hochgestimmte Seele noch tiefer bewegte, und welche die Herzen der Kinder ihr sogleich wie mit einem Zauberschlage öffnete.

„Siehst du, Mama, das hab' ich gewußt“, triumphierte Libby und klatschte in die Hände, „ich habe Dir aber nichts gesagt.“

Ein bedeutsamer Wink von „Fräulein Louise“ verwies die Kleine für jetzt zum Schweigen und Anna redete die Mutter mit folgenden Versen an, die, ihr selbst kaum verständlich, vielleicht eben deshalb um so mächtiger ins Herz der Mutter drangen.

Sieh, bin ich auch kein Engel,
So bin ich doch ein Kind,
Und weil die Kinder hienieden
Den Engeln am nächsten sind,

Und weil der Herr des Himmels
Ein Freund der Kinder ist,
So bring ich Dir, o Mutter
Einen Gruß vom heil'gen Christ.

Es harren sein auf Erden
So viele, Groß und Klein,
Daß er nicht aller Orten
Kann selber nahe sein.

Doch daß an seinem Feste
Die Freude nirgend fehlt,
Hat er sich Stellvertreter
Auf Erden auserwählt.

Und wie er sucht' im Himmel,
Auf Erden allerwärts,
Nichts Keiner's kommt er finden,
Als: eines Weibes Herz.

Er fand es ausgerüstet
Zu diesem heil'gen Amt
Mit einem Strahl der Liebe,
Die in ihm selber flammt,

Mit Kraft, zu tragen, zu stützen,
Dem Armen Trost zu sein,
Dem Freuden zu vergeben,
Den Traurigen zu erfreun.

Und weil Dein Herz, o Mutter,
So warm, so edel ist,
Bring ich Dir diese Botschaft
Vom lieben heil'gen Christ:

Du mögest an seiner Stelle
Beglücken und erfreun,
In seiner Statt der Armen,
Verlassnen Engel sein!

Sidonie schloß, ihrer Nührung nicht mehr mächtig, das engelsschöne Kind in die Arme, in welche Libby und Emma mit verzehlichem Neide sich ebenfalls drängten.

Sie küßte die Rosentippen, welche ihr den Weihnachtsgruß zugerufen, und das Bewußtsein ihres Reichthums, ihres Glückes durchströmte gleich einer gewaltigen, lange gebemmtten Fluth ihr ganzes Wesen. Ein bittender Blick aus Sidoniens selig weinenden Augen zog auch „Fräulein Louise“, die mit stiller Freude von fern stand, in die Umarmung der Glücklichen.

„Bin ich Ihnen so recht, Louise?“ sagte die Baronin mit halb scherzhafter halb ernster Frage; „das war ein segensreicher Kirchgang — nicht wahr?“

Sie befreite sich aus den umschlingenden Armen der Kleinen und trat mit der Erzieherin ans Fenster, durch dessen klare Scheiben das Antlitz des Mondes voll und unverfälscht herein schaute.

„Ich bin eine glückliche Mutter, Louise — es steht in meiner Macht, meine Kinder glücklich zu machen — Gold allein, ohne liebende mütterliche Theilnahme thut es nicht, aber das Gold ist ein Zauberstab, der tausend Blumen der Freude erblühen lassen kann, wenn die Hand der Liebe ihn führt. — Ich bin reich, Louise, und war — unbesonnen!“ — fügte sie leise, mit der lebenswürdigen Demuth eines seine Schuld bekennenden Kindes hinzu — „ich habe mich heut geärgert, reich zu sein, will mich aber nicht mehr schämen; nicht wahr, Sie helfen mir zu meiner Besserung? Sie gehen mit mir in die Häuser der Armen, und forschen mit ihren klugen Augen — wo Hilfe Noth thut, wo Gold helfen kann, wo Theilnahme; Gouvernante sind Sie doch einmal, so seien Sie nicht nur die meiner Kinder, sondern auch so lange die meine, bis ich Ihnen die Kunst des Lebens abgelernt.“

Eine herzliche Umarmung folgte den letzten zwischen Ernst und Scherz die Mitte haltenden Worten, und wenn „Fräulein Louise“ dabei einige Thränen vergoß, so können wir doch mit Gewißheit behaupten, daß es keine Schmerzenthänen waren, obgleich die Kinder das glaubten, die überhaupt ganz überrascht waren, daß „Fräulein Louise“ weinte. Sie hatten nie daran gedacht, daß sie das auch im Stande sei.

„Möchtet Ihr wohl einen Bruder haben, Kinder?“ fragte Sidonie, ihre zwei jüngsten Mädchen auf die Knie nehmend, während Anna, in ihrem Engelsingewande auf dem Canapee stehend, mit ihren Armen den Hals der Mutter umschlungen hielt.

„Einen Bruder! Ja, wir wollen einen Bruder!“ jauchzten alle wie aus einem Munde.

„Nun denn, wenn Ihr in diesem Jahre recht artig seid, Fräulein Louise stets folgt und fleißig lernt, so sollt ihr über's Jahr zu Weihnachten einen haben.“

„So lange noch?“ fragten im gebehnten Ton der Täuschung die Kleinen, während Anna bald aus Mama's bald aus Fräulein Louisiens Zügen die Wahrheit dieser Verheißung zu lesen versuchte.

Als Anna, Emma und Libby in ihren weißen Bettchen lagen und die letzteren mit aller Gluth mütterlicher Liebe ihre Wiegenkinder herzten (um welches Glück sie, beikünftig gesagt, von Anna sehr beneidet wurden, die ihre Modendame nur neben das Bett auf den Stuhl legen konnte), erklärten Beide einstimmig, solch einen schönen Weihnachtsabend noch gar nicht erlebt zu haben.

Louise konnte ihre Gouvernamentatur nicht so weit verleugnen, die Freude der Kinder ohne eine mahnende Erinnerung vorübergehen zu lassen, und fragte: „Wißt ihr denn auch noch, warum ihr heut so reich beschenkt worden seid? warum heut alle Menschen streben, einander Freude zu machen?“

„O ja, weil heut der Herr Christus geboren ist, der die Kinder lieb hatte“, bemerkten Anna und Emma fast einstimmig.

„Ja, und mir ist's gerade so, als hätten wir heut erst eine Mama bekommen, und wir haben sie doch schon so lange — so lange — und einen Bruder sollen wir auch noch bekommen — macht das auch der heilige Christ, Fräulein Louise?“

„Fräulein Louise“ gab dem eben ent schlummernden Kinde keine laute Antwort mehr, sondern nur eine wortlose im stillen Gedanken an das Glück, welches „der heilige Christ“ heute diesem Hause, vielleicht dem ganzen Dorfe gebracht, und feierte noch in der Einsamkeit ihres Stübchens mit freudig bewegtem Herzen eine glückliche Weihnacht.

Daß den nächsten Weihnachtsabend der aus der Stadt angekommene junge Gymnasiast Karl Sch mit im Kreise seiner drei kleinen Schwestern, im Hause seiner gütigen Pflegemutter feierte, versteht sich von selbst, auch wenn sein alter Großvater nicht gestorben und die „schöne Ann Marie“ nicht Bewohnerin einer entfernten Irren-Heil-Anstalt wäre.

Für die aber, welche den „Luftschlossern“ des Fräulein Louise vielleicht ihre Theilnahme schenken, sei noch gesagt, daß sie die Freude hatte, am künftigen Weihnachtsabend die bedeutende Zahl der unter ihre Obhut gestellten armen Dorfkinde anständig gekleidet und gestiftet dem Gottesdienste beiwohnen zu sehen und nach demselben für alle Armen des Dorfes im großen Saal des Schlosses eine Christbescherung zu ordnen.

Es würde schwer zu entscheiden sein, wer diesen Abend am glücklichsten war, ob die Armen, die den Tag segneten, der in Sidonie eine so milthätige Herrschaft ihnen zugeführt, ob Louise, das beseele Werkzeu einer wohlthätigen Hand, ob der am Ziel seiner kindlichen Wünsche stehende Knabe, ob seine im Besitz des Bruders stolzen, in der Freude des Gebens seligen kleinen Schwestern — ob Sidonie? — doch wenn der strahlende Blick des Auges, der verkürzte Ausdruck des ganzen Wesens den Maßstab giebt für das Gefühl des Herzens, so war sie, Sidonie, unter all diesen Glücklichen die Glücklichste,

Die Audienz der siamesischen Gesandten am Hofe zu Windsor, den 19. November.

Durch die Anwesenheit der Gesandten des Königs von Siam am Hofe der Königin von England hat sich die Aufmerksamkeit der Europäer diesem Reiche und seinen Bewohnern in erhöhtem Maße zugewandt, und wir lassen die Gelegenheit nicht vorübergehen, zugleich mit unserer Abbildung, welche die Huldbigung der Gesandten vor der Königin Victoria veranschaulicht, einige Bemerkungen über das Königreich Siam, die Sitten und Gebräuche seiner Bewohner zu geben.

Die Hauptstadt des Königreichs Siam (in Hinterindien) ist Bangkok und zählt 400,000 Einwohner, während die Einwohnerzahl des ganzen Landes 5 Millionen beträgt. Bangkok ist indes für die Menge seiner Bewohner sehr klein, d. h. nach unsern Begriffen, denn obgleich nicht 50,000 Europäer in dieser Hauptstadt Platz finden würden, bietet sie den trägen, apathischen Siamesen alle Bequemlichkeit, die sie beanspruchen. Bangkok ist ganz in Wasser gebaut, aus welchem Grunde der Verkehr vermittelst Rähnen stattfindet.

Eine französische Gesandtschaft erzählt von der glänzenden Aufnahme, welche sie in der Residenz des Königs von Siam gefunden. Folgendes: „Man führte uns in eines der schönsten Häuser der Stadt, auf dessen Hofe die französische Flagge wehte. Dieser Hof bildete ein regelmäßiges Viereck und war mit monströsen Bildwerken aus dem Götter-, Thier- und Pflanzenreiche verziert; der von Säulen getragene, reich decorirte Audienzsaal, zu welchem eine Marmortreppe führte, war mit transparenten Muscheln erleuchtet und zeigte im Hintergrunde ein großes Glasfenster mit siamesischer, chinesischer und japanischer Malerei.

Nach fünf Tagen wurden wir zur Audienz zum König geführt oder vielmehr in Tragsesseln getragen, durch eine Reihe siamesischer Soldaten und Elephanten, die in den inneren Höfen des Palastes aufgestellt waren.

Der König saß auf dem Throne, der 7—8 Fuß über dem Fußboden erhöht, in einer Nische stand; um ihn her hockten, nach dem Range placirt, die Mandarinen am Boden, vor sich goldene Schalen mit den unentbehrlichen Arefa- oder Betel-Blättern. Des Königs Kleidung war buchstäblich durch die Masse der Diamanten unsichtbar und stimmte wohl überein mit der Pracht des Audienzsaales, welcher, in Form eines lateinischen Kreuzes gebaut, mit goldenen Draperien und Edelsteinen überladen war.

Nach der Audienz, welche aus nichts sagenden Fragen und Antworten bestand, führte uns der Minister des Auswärtigen im Palaste umher. Zuerst zum weißen Elephanten, der in einem schönen Zimmer wohnt, und wie ein Mandarin behandelt wird; ja die Verehrung dieses Thieres geht so weit, daß ihm das Futter auf goldenen Schüsseln von knieenden Dienern überreicht wird. Bei dem der Audienz folgenden Banquet machten die siamesischen Delicatsen auf unsere Geruchsnerven einen sehr schlechten Eindruck.

Einen Gegenatz zu der Pracht des königlichen Palastes

in Bangkok bietet das sogenannte „Palais des auswärtigen Gesandten in Paknam“, in welchem der Gouverneur residirt. Es hat nur einen großen Raum, der als Schlaf-, Speise- und Audienzzimmer dient. Ein großes, aus einer Matratze bestehendes und mit Bettlächern bedecktes Bett steht im Hintergrunde, diesem zu beiden Seiten noch Rohrsophas, mit Kissen und Tüchern belegt, für den Fall, daß Fremde Gastfreundschaft in diesem wahrhaft spartanischen Hause begehren.

Ein Vorhang verhüllt das Badezimmer, das den Luxus dreier großer Wassertröge nebst Schöpfkellen in sich faßt, und eine Veranda vor dem Saal vollendet die Pracht dieses „besten und vornehmsten Hauses“ in Paknam.

Der Charakter der Siamesen spricht sich ziemlich treu in ihrer Physiognomie aus, namentlich in den ausdruckslosen matten Augen. Die breiten stumpfen Nasen, die vorstehenden Backenknochen und der große Mund mit den schwarzen Zähnen und den vom Betelrauchen hochrothen Lippen tragen nicht dazu bei, ihnen ein intelligentes Aussehen zu verleihen. Männer und Frauen gehen mit glatt rasirtem Kopf und lassen nur auf dem Wirbel ein Büschel Haare stehen, welche bei ersteren hart wie Borsten sind, bei letzteren jedoch seidenweich und sich besonderer Pflege zu erfreuen haben.

Das Costüm der Siamesen ist mehr als einfach; es besteht größtentheils nur aus einem Stück Baumwollzeug, welchem nur Personen von Rang bei feierlichen Gelegenheiten noch eine mit Edelsteinen besetzte Weste zufügen. Die Frauen bekleiden sich außer mit jenem Stück Baumwollzeug (Bagne oder Languti genannt) mit einer Art Brustschleier, und schmücken sich Hals, Arme und Beine mit Ketten und Ringen.

Ueberhaupt lieben die Siamesen den Schmuck über Alles, dagegen sind sie mäßig und trinken nur Thee und Wasser, und schon die Kinder beiderlei Geschlechts rauchen Cigarretten vom sechsten Jahre an. Fehler gegen die Sittlichkeit werden so streng bestraft, daß dergleichen selten oder nie vorkommen, überhaupt sind die Siamesen ein ruhliebendes, stilles, leicht zu regierendes Volkchen.

Am 26. October traf die Gesandtschaft des Königs von Siam mit einem englischen Kriegsdampfer in Portsmouth ein, um sich im Namen ihres Souverains der Huld der Königin Victoria zu versichern. Die Gesandtschaft bestand aus zwei Gesandten des ersten Ranges und zwei Gesandten des zweiten Ranges nebst anderen hohen Staatsbeamten und Dienern, der Zahl nach 27 Personen.

Sie wurde im Hafen mit gebührenden Ehren von den Behörden empfangen, durch eine Ehrengarde nach dem Admiralgelände begleitet und mit einem Frühstück bewirthet.

Daß die europäische Sitte Unkundigen sich durch dieselbe beengt fühlten und den Zuschauern Stoff zum Lachen gaben, ist sehr begreiflich; wollte doch sogar der eine Gesandte, bereits glücklicher Gatte von 58 Frauen, noch eine schöne Engländerin, die er auf den Schiffswerften sah, dazu kaufen. Die stolze Tochter Albions wies jedoch auch um den Preis von 3000 Pfd. St. das Glück zurück, des Siamesen 59. Gattin zu werden.

Nachdem die Stadt Portsmouth sich während einiger

Tage an dem seltenen Anblick der asiatischen Würdenträger ergötzt, die Theaterprinzen glichen, reisten sie am 29. nach London, wo ihnen ebenfalls ein ehrenvoller Empfang zu Theil ward und Zerstreungen aller Art ihnen geboten wurden bis zum Tage, da die Königin sie empfangen würde. Das geschah denn am 19. November zu Windsor. Ein königlicher Staatswagen holte sie vom Bahnhofe nach dem Schlosse, in dessen Hofe eine Ehrenwache sie empfing.

Um 1 Uhr wurden die Gesandten vor die Königin geführt, welche im Thronsaal, umgeben von ihrem Gemal, der Prinzess Royal, dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, dem Grafen Clarendon und mehreren Herren und Damen des Hofes, die Adresse des Königs von Siam in Empfang nahm. Die Gesandten krochen auf Händen und Füßen, mit dem Kopf fast den Boden berührend, dem Throne zu, und der erste derselben las, das Kinn auf die Thronstufe gestützt, die Adresse vor. Der Rückzug erfolgte gleichfalls auf allen Vieren, indem die höchsten Aiaten natürlicherweise, um den hohen Herrschaften stets das Gesicht zuzukehren, rückwärts krochen. Daß diese Audienz der Königin Victoria sowohl als ihrer Umgebung eine harte Probe auferlegte, um den der Scene gebührenden Ernst nicht durch Lachen zu unterbrechen, ist sehr natürlich. Doch die Prüfungen waren noch nicht zu Ende. Bei dem nach der Audienz servirten Gabelfrühstück holten die Gesandten sehr bald ihre Pfeifen hervor und hüllten ihre hohe Umgebung in Wolken dichten Tabaksqualmes ein. Da indes die Königin sich lächelnd in dieser ihr sonst verhassten Tabak-atmosphäre bewegte, mußten auch die Hofdamen, wohl oder übel, das Unerhörte sich gefallen lassen.

In dieser Audienz überreichten die Gesandten die von ihrem Souverain der Königin von England zugeachteten Geschenke. Diese bestehen aus einer fein gearbeiteten goldenen Krone, welche reich mit Edelsteinen besetzt ist, aus einem mit Rubinen verzierten Gürtel, einem Halschmuck aus Rubinen, einem Stern von Diamanten, einer seltenen, mit Edelsteinen verzierten Muschel, einer Schale und einem Becher von Achat, einem Thronstuhl, einem Staatspalastrin, einem prächtigen Sattel und Zaum, goldenen und silbernen Gefäßen, einem schön gestickten Sonnenschirm und allerlei Seltenheiten, unter denen wohl ein Gemälde, das den Hof des Königs von Siam vorstellt, am interessantesten sein dürfte.

Am 25. November wurden die siamesischen Gesandten zum Diner nach Windsor geladen, nahmen in den folgenden Tagen alle Merkwürdigkeiten der englischen Hauptstadt in Augenschein, besuchten Concerte und Theater, machten Ausflüge in die Umgegend und werden nun nach der Hauptstadt Frankreichs ihren Weg nehmen. [2765]

Der Gesellschaftstanz.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Hang zum Tanz zu einer durch Pantomime unterstützten, rhythmischen Bewegung des Körpers tief in der Natur des Menschen begründet,



Die Audienz der siamesischen Gesandtschaft am Hofe zu Windsor am 19. November.

liegt, weil die civilisirtesten, wie die uncivilisirtesten Völker diesen Trieb miteinander gemein haben; doch freilich, welcher Unterschied zwischen den wilden Sprüngen der rohen Naturhühner, welche schreiend und heulend den Altar ihres Götzen umtanzen, und einer Quadrille à la cour, die im feineren leuchteten Saale von gewandten Tänzern und Tänzerinnen mit Anmuth und grazioser Eleganz ausgeführt wird, oder dem Ensemble-Tanz eines kunstgeübten Balletcorps? Welcher Unterschied zwischen den fanatischen Wendungen und Verdrehungen einer Bajadere und zwischen den Schmetterlingsflügen einer Taglioni und Bogdanoff.

Der Tanz ist für den Körper das, was für die Seele die Poesie, ein Heraustrreten aus dem Gleise der Prosa, der Wirklichkeit, darum ist er auch zum Ausdruck der Freude, namentlich der Jugendfreude geworden, denn nur der Jugend ist der Tanz angemessen. Es giebt fast keinen traurigeren Anblick, als ein alterndes Wesen, sei es Mann oder Weib, die ungelenteten Glieder in den rhythmisch pathetischen Formen des Tanzes sich abmühen zu sehen.

Zum Tanz gehören blühende Wangen, leuchtende Augen, elastische Glieder, die sich mühelos und anmuthig nach den Klängen der Musik bewegen; sobald das Tanzen den Eindruck einer „Arbeit“ macht, ist sein Zweck und sein Wesen zerstört. Die hohe Kunst der Pantomime duldet nur die glückliche Jugend bei ihrem Spierdienste.

Der Tanz ist für das gefellige Leben unserer Zeit von zu hoher Bedeutung, als daß die Wichtigkeit desselben gänzlich übersehen werden könnte. Dadurch, daß man die Tanzkunst fast durchgängig in allen civilisirten Ländern Europas als einen für seine Erziehung unentbehrlichen Lehrgegenstand aufgenommen, hat diese Ansicht ihren deutlichsten, unwiderleglichsten Ausdruck gefunden.

Der Tanzunterricht soll eine Schule der Anmuth und Körpergewandtheit sein, soll den Gliedern die Schwere nehmen, die Freiheit der Bewegungen befördern, kurz, dem Menschen die Fähigkeit geben, sicher und zwanglos, ohne den hemmenden Einfluß einer unbeholfenen Persönlichkeit sich im Leben, in dessen geselligen, häuslichen oder geschäftlichen Kreisen zu bewegen. Dies wenigstens ist die bei weitem höhere Aufgabe des Tanzunterrichts, höher als die, jugendliche Schüler und Schülerinnen für den „Ball“ reif zu machen, ihnen zu lehren, zu rechter Zeit nach dem Takte die richtigen Paß zu machen, und wenn es hoch kommt, eine Quadrille à la cour nicht zu verderben.

Wir sagen absichtlich: „nicht zu verderben“; denn die Quadrille à la cour ist ein Tanz, der zu vollkommener Ausführung eine graziose Beherrschung des Körpers beansprucht, wie solche aus den wilden Gesellschaftstänzen der letzten Decennien fast gänzlich verschwunden war.

Wir haben alle Ursache, das Erscheinen dieser Quadrille, wie ähnlicher neuer, die Anmuth des Körpers befördernder Tänze willkommen zu heißen, weil daraus mit Sicherheit auf eine Veredlung des Gesellschaftstanzes überhaupt zu schließen ist.

Es kann nicht die Aufgabe des Tanzunterrichtes sein, aus allen Schülern und Schülerinnen vollkommene Tanzkünstler und Künstlerinnen zu bilden, Virtuosen, welche in Pirouette und Entschreit mit den ersten Größen des Ballets wetzeln, doch einsichtsvolle Tanzlehrer werden und dürfen nicht in Zweifel sein, daß ihnen neben der Verpflichtung, die ihnen anvertrauten Jüglinge in den sogenannten „modernen“ Tänzen zu unterrichten, noch die schönere obliegt, den äußeren Menschen zu formen, und den Körper zu dem zu machen, was er sein kann und soll — ein wohlgebildetes, fügsames Werkzeug der Seele.

Freilich giebt es glückliche Naturen, welche, um sich mit Sicherheit und Anmuth zu bewegen, keines Unterrichts bedürfen; gewöhnlich sind es diejenigen, welche in schönen Umgebungen, unter gebildeten Menschen, unter dem wohlthätigen Einfluß heiterer Geselligkeit aufgewachsen, das ihnen innewohnende Verständniß des Schönen, Anmuthigen und Wohlwollenden fast unwillkürlich in jedem Worte, in jeder Bewegung verkörpern. Solchen Glücklichen wird der Tanzlehrer allerdings nichts als „Tänze“ lehren können, denn ohne Zweifel ist ungelernte Anmuth der gelernten weit, weit vorzuziehen.

Andere Naturen dagegen, weniger empfänglich für äußere Eindrücke, mehr mit sich und ihren Gedanken lebend, oder über die Pflege des Geistes die des Körpers vernachlässigend, sollten nicht unterlassen, durch einen geschickten, gewissenhaften Tanzlehrer auch den Körper in sein Recht einzusetzen, damit nicht später der bößlich vernachlässigte sich räche, durch seine Unbeholfenheit dem Eigner Spott zuschiebe, oder sich als lästige Bürde dem Geist anhängt.

Tanz- und Turnkunst sind es vorzüglich, welche der körperlichen Erziehung des Menschen die Vollendung geben, doch, da die Turnkunst allein den Bewegungen des weiblichen Körpers nur gar zu leicht etwas Groteskes, Burschikoses verleiht, so wird und muß es die Aufgabe der Tanzkunst bleiben, bei den jungen Mädchen die für das Leben in der Welt so nöthige Bildung des äußeren Menschen zu vollenden, welche wir „Politur“ nennen möchten.

Wo sorgsame häusliche Erziehung, um das Bild beizubehalten, den Grund gelegt zu dieser Politur, hastet sie jedenfalls besser und der Lüfte eines feinen Benehmens schmiegte sich natürlicher dem ganzen Wesen an, ein untrennbar mit diesem verbundener, bezaubernder Glanz — als da, wo der Tanzunterricht eine Menge übler Gewohnheiten zu beseitigen hat, welche durch vernachlässigte Erziehung zur andern Natur geworden sind.

Wohl mögen wenige unserer kleinen Damen, wenn sie die über Alles geliebte Tanzstunde besuchen, und in eleganter Toilette mit unbärtigen Cavalieren in der Paroissier oder Sicienne ihre künstlerischen Kräfte versuchen, wohl mögen wenige nur den wahren, bleibenden Nutzen ins Auge fassen, den diese Übungen für ihr späteres Leben haben; doch das ändert den Werth der Sache nicht. Die Jugend ist glücklich im Genuß des Vergnügens, und das soll sie sein. Wer „tanzen lernt“ mit mürrischem Gesicht, vielleicht mit thranenden Augen, der stehe ab von dem Unternehmen, es lernen zu wollen, denn die ideale Sprache des Tanzes würde solchen sich sträubenden Gliedern doch nie geklärt werden.

Viele Menschen, die Großes und Gutes in der Welt geleistet, sind mit ungelenteten Körper über diese Erde gegangen, geliebt, geachtet und bei ihrem Scheiden beweint worden, doch

ist das kein Grund, die Grazie des Körpers gering zu achten. Körpergewandtheit ist wie Geistesgegenwart eine herrliche Mitgabe für das Leben, ein Zaubermittel, welches über Klippen und drohende Wirbel gefahrlos hinwegführt.

Darum übt die frühliche Tanzkunst, und brächte sie auch keinen andern Vortheil, als den, daß sie den Körper zum bequemem Kleide des Geistes macht.

In den nächsten Nummern werden wir diesem einleitenden Artikel andere folgen lassen, welche den Zweck haben, die Leserinnen mit den neuesten Gesellschaftstänzen bekannt zu machen.

A. Freising,
Königlicher Tänzer und Tanzlehrer.
[2763]

Die Freude und ihr Schatten.

Die froheste Zeit des Jahres, die Weihnachtszeit, hat unsere Herzen erwärmend berührt, und uns als Glieder der großen Menschenkette fester miteinander verbunden; das neue Jahr mit seinen Festen, Vergnügungen, Geschenken, Hoffnungen und Verheißungen folgt dem Christfest auf dem Fuße, und wie unsere gesellschaftlichen Verhältnisse einmal beschaffen sind, wird Alles aufgeboten, das neue Jahr glänzend zu empfangen, und wo möglich in den Zerstreungen häuslicher und geselliger Feste die Sorge zu vergessen, welche das scheidende Jahr uns hinterließ.

Wir dürfen voraussetzen, daß Keiner unserer Leserinnen, auf welcher abgetheilten Stelle der Erde sie auch leben mag, das Nebel unbekannt sei, welches von Amerika aus über England wie eine ansteckende Krankheit nach Deutschland herübergekommen, Handel und gewerblichen Verkehr ins Stocken brachte, und das im Geschäftsleben vor Allem nöthige Vertrauen verschauerte, nämlich: die sogenannte Geldkrisis.

Wir haben hier nicht zu entscheiden, in wie weit der Vorwurf begründet sei, welcher die Frauen Amerika's von manchen Seiten getroffen, und welcher dahin lautet, daß ihr Hang zu Luxus und Prunk an der Grundursache der Sorge mitgewirkt, welche im gewerblichen und Familien-Leben sich jetzt so drückend fühlbar macht; wir beschränken uns nur auf das Verhältniß der deutschen Frau zu der sie zunächst umgebenden Heimath, auf das Haus, und rufen den Lenkerinnen eines Haushaltes, den Müttern und Töchtern zu, mit weiser Vorsicht den Klippen auszuweichen, welche dem Schicksal des häuslichen Glückes in den brausenden Wogen dieser der Freude gewidmeten Zeit drohen.

Mit wenigen Ausnahmen liegt der Wohlstand des Hauses in der Hand der Frauen. Das Glück der Heimath ist ihnen anvertraut — ein großes Wort! es umfaßt das gegenwärtige und künftige Wohl aller Derer, die dem Herzen nahe stehen, und durch das Leben mit uns verbunden sind. Nichts jedoch zerstört das Glück der Heimath so sehr, als Eitelkeit, Vergnügungssucht und Verschwendung der Frauen.

Der Winter mit seinem Weihnachts- und Neujahrsfest, mit seinen Ballen und andern kostbaren Vergnügungen ist so recht der Zeitpunkt, wo wenig nachdenkende Frauen, häufig sogar aus Gutmüthigkeit, aus dem löblichen Wunsch, Freude zu schaffen, sich und den Ihren Kummer bereiten können, dadurch, daß sie mehr ausgeben, als ihre Verhältnisse sie auszugeben berechtigen.

Wenn einigen frohen Stunden, einem sächlichen Triumph der Eitelkeit Wogen voll Unzufriedenheit und Verlegenheiten folgen, mit mahnenden Gläubigern, unbezahlten Rechnungen und Entbehrung des Nothwendigen, so ist der Nachgeschmack des Vergnügens zu bitter, um das Vergnügen nicht gänzlich aufzuheben.

Fern sei es von uns, der Freude, dem Vergnügen, oder gar dem Wohlthun das Bleigewicht mysteriöser Bestürkungen an die leichten, rosigen Flügel zu binden, doch, durch die Zeitverhältnisse herausgefordert, mag ein Wort der Warnung gerechtfertigt erscheinen. Eine Warnung, der Freude und dem Vergnügen, auch dem schönsten und verzeihlichsten, nicht so weit zu huldigen, daß dem Licht dieser Freude als Schatten die Neue folge; und dieser Schatten folgt unaussbleiblich allen den Freunden, die durch Verschwendung erkauft sind.

Schaffen wir uns und Andern der Freudentage so viel als möglich, doch so, daß ihnen nicht Tage des Kummers, durch Leichtsinns herbeigerufen, nachfolgen. Der Wein unserer Heiterkeit sei ohne die bittere Gese der Selbstvorwürfe, denn was ist die Freude, die wir uns zum Nachtheil Anderer, zum Trost unserer bessern Einsicht gewahren?

Im Augenblick des Genußes Thorheit, nach dem Genuß eine beschämende Erinnerung, nach Jahren vielleicht eine Sünde. [2754]

Stiefmutter.

Es giebt ein Wort auf Erden, das hat einen bösen Klang vor vieler Menschen Ohren, und dem unsofsamen, störrigen Kinde, das der, die es unter dem Herzen getragen, Thränen des Schmerzes erpreßt, ihm wird es als drohendes Strafgericht auf Erden prophezeit. —

Wohl ist diesem Worte der Schmerz und das Weh vorangegangen; erst mußte die Stunde der bitteren Trennung schlagen, erst mußte das schönste, das innigste Band zerschnitten werden, erst mußten blutende Herzen den geliebten, nun entseelten Körper der Verwesung übergeben sehen; dann erst konnte des Wortes Bedeutung verwirklicht werden. Und leider, wird es nur zu oft zur Dual.

O, wie ganz anders sollte das sein! Wenn des Vaters unerforschlicher, aber weiser Rath einmal des Hauses liebende, sorgende Hand im Tode erstarren ließ, wo kann es dann wohl einen herrlichen, seligern Beruf für das Weib geben, als, so viel in seiner Macht steht, das zu ersetzen, was hier verloren ging. —

Stiefmutter zu sein, ist ein schwerer, die volle Kraft eines weiblichen Gemüthes fordernder Beruf, doch wenn das Weib mit

voller Liebe und Hingebung sein Leben, seine Kraft den Verlassenen weicht, wenn es ein Glück in dem ihrigen, seinen Frieden in ihrer Liebe, seinen Segen in ihrem geistigen und körperlichen Gedeihen findet; wenn es mit stiller Entsigung die Freuden der Welt an sich vorüberlassen sieht, mag dann des Lebens letzte Stunde nahen; sie kann ihm nicht schreckend sein, wenn es den Beruf, den so oft verfehlten, so oft mißverstandenen, treu erfüllt. Welche Seligkeit muß es sein, wenn jenseit des dunklen Grabes die treue Stiefmutter, dem ewigen Vater entgegengetretend, ihm sagen kann: „Hier sind sie, die du mir vertraut, ich habe deren keins verloren.“ [2751]

(Anm. der Redaction. Wir werden auf dies durch die verehrte Verfasserin angeregte gewichtige Thema in einem ausführlichen Artikel recht bald zurückkommen.)

Gedichte von H. Neumann.

Das einzig wahre Glück.

Das einzig wahre Glück in dieser Welt —
Ich hab's gefunden, Gott erhalt' es mir!
Sein Name ist nicht Ehre, Macht und Geld,
Ach solch ein Glück ist eitel für und für!
Das hohe Gut, das mir mein Gott gegeben,
Ist: in Gemeinschaft mit Geliebten leben!

Wem solch ein Glück der Himmel hat beschieden,
Der trage alles Andre mit Geduld;
Mag's draußen stürmen, ihm erblüht der Frieden
In seines Kreises stiller Lieb' und Huld.
Denn was dem Herzen wahren Trost kann geben,
Ist: in Gemeinschaft mit Geliebten leben!

Des Glückes Wage schwanket hin und her,
Und stündlich wird die Hoffnung ach! bezaben,
Ja das Erreg'ne selbst erweist nicht mehr,
Weil eitel war, was wir errungen haben!
Doch was Ersatz kann für die Täuschung geben,
Ist: in Gemeinschaft mit Geliebten leben!

Nur in dem Herzen wohnt das beste Theil,
Nur aus dem Herzen strömt es Dir entgegen,
Die Welt ist kalt, fragt nicht nach Leid und Heil
Des Einzelnen, und giebt oft Fluch statt Segen,
Doch was allein dem Herzen Glück kann geben,
Ist: in Gemeinschaft mit Geliebten leben!

Verstanden sein, kein Trost kann diesem gleichen,
Und wer versteht Dich, wie es Liebe thut?
Wer spricht zu Dir mit so geweihten Zeichen,
Weiß ohne Wort, was Dir im Herzen ruht?
Der einz'ge Weg, der Seele Schatz zu heben,
Ist: in Gemeinschaft mit Geliebten leben!

Gott gebe Jedem, der dies Glück erkannt,
Daß es im Leben einst sein eigen werde,
Daß, wenn er suchend hat die Welt durchdrannt,
Er froh sich ruhen kann am eignen Herde,
Und sprechen: Höh'res ward uns nicht gegeben,
Als: in Gemeinschaft mit Geliebten leben! [2749]

Der Kuß.

Was dachtest Du in dieser Zeit?
„Ich dachte Nichts bei Deinem Kuß.“
Wie? Jeder Mensch ja denken muß!
„Nur nicht beim Kuß, —
Das ist gedankenlose Seligkeit!“ [2746]

Maskenbälle.

Es muß von jeher in der Seele des Menschen ein großer Hang zur Verstellung, eine gewisse Freude an Schein und Trug gewohnt haben, wie wären sonst die Maskenbälle entstanden? In uralter heidnischer Vorzeit finden wir schon den Gebrauch von Masken, sowie Verkleidungen, die besonders bei dem größten Volksfeste der alten Römer, den Saturnalien, eine Rolle spielten. Die alten Griechen waren den Masken gleichfalls hold; ihre Schauspieler bedienten sich der Larven aus Wachs, Thon und Gips, die nach der Idee der verkleideten Rollen geformt, stets das höchste Gesetz der Griechen, das der Schönheit, erfüllen sollten. Wie haben sich hierin die Ansichten geändert! Was wäre uns der Vortrag eines Devrient, Davison, Haase, das Spiel einer Seebach und Januschek, wenn uns nicht zugleich vergönnt wäre, ihr unvergleichliches Mienenpiel zu sehen, die Bewegungen der Augen und des Mundes zu beobachten?

Allein wenn auch von dem Theater verbannt, die Masken haben sich dennoch erhalten, trotz Krieg und Wanderlust der Völker, trotz Stürmen und Revolutionen aller Art. Zur Zeit des Mittelalters finden wir die Maskenfeste in ihrer höchsten Blüthe. In Deutschland Mummenschanz und Fasching, in Frankreich und Italien Carneval genannt, amüsierten sich dabei Groß und Klein, Vornehm und Gering, in der Zeit vom heiligen Dreikönigstag bis zum Aschermittwoch, indem sie in allerlei Verkleidungen, theils bei bestimmten glänzenden Festen, theils bei öffentlichen Unzügen erschienen, die je nach der Verschiedenheit des Landes und der Bevölkerung, auch mehr oder weniger den Ausdruck des Volkscharakters und die Eigenthümlichkeit eines Volkslebens repräsentirten.

Als mit der Reformation ein gewisser Geist der Nüchternheit und des Ernstes in Deutschland einzog, verringerte sich das bunte öffentliche Maskentreiben immer mehr, und

verschwand beinahe gänzlich, sich nur noch an den Höfen in einzelnen Festen erhaltend, während in Italien, besonders in Venedig und Rom, der Geist des Carnevals gerade in dessen öffentlichem Auftreten sich immer großartiger entfaltete. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts sehen wir den Fasching als Volkshelium in Deutschland abermals erblicken, und zwar so, daß mehrere Regierungen sich genöthigt sahen, dagegen einzuschreiten und Verbote deshalb zu erlassen. Darauf abermalige Laune mit verschiedenen kleinen Schwankungen, bis endlich in neuerer Zeit eine entschiedene Neigung für Beides, öffentliche Umzüge und größere und kleinere Maskenfeste, sich kundgibt, und alljährlich in vielen Städten sich besondere Comités bilden, die eigens dem Dienste des Scherzes geweiht, für die „Narrenzeit“ alles erdenklich Komische und Erheitende vorbereiten. Von den Städten am Rhein sind es besonders Mainz und Köln, die sich durch Geschmack, Originalität und Reichthum in ihren Arrangements auszeichnen, wie wohl auch andere Städte, wie München, Nürnberg u. s. w., ihre Carnevalsfestlichkeiten haben, die sich von Jahr zu Jahr mehr heben und an Umfang und Reichthum gewinnen.

An den meisten Orten jedoch kennt man die Carnevalsfreuden nur in Form von Maskenbällen, die sowohl in Entreebällen für das Volk, wie in geschlossenen Gesellschafts- und Privatbällen bestehen, und in unserer Zeit mehr und mehr sich der wärmsten Theilnahme erfreuen, besonders von Seiten der Jugend, die noch wenig dergleichen gesehen und höchstens auf dem Theater in dieser oder jener Oper den Anblick eines Carnevals gehabt, wo dann das Verlangen, auch einmal solch bunte Kleider und ein wächsernes Gesicht zu tragen, gar lebhaft erwachte. In der höheren Gesellschaft streiten die bals costumés und die bals masqués um die Herrschaft, und die Meinungen darüber sind sehr getheilt. — Wir geben unbedingt den letzteren den Vorzug, denn die ersteren sind bei aller Pracht und Schönheit doch nur eine Schaustellung schöner Stoffe, Spitzen und Juwelen, die man in der Weise herrichtet und trägt, wie man glaubt, daß sie die persönlichen Vorzüge in das hellste Licht setzen; Jedermann fällt, nachdem er seinen Nachbar betrachtet und kritisiert hat, wieder in den Alltagsstaat zurück, und der ganze Reiz eines solchen Balles dauert höchstens eine Stunde, während er doch den Theilnehmern tag- und wochenlange Arbeit, Studium und große Ausgaben verursacht hat. Nein, wir halten es mit einem frühlichen geistreichen Maskenball, wo man mit der fremden Kleidung auch ein fremdes Gesicht, und (so sollte es wenigstens sein) auch fremde Manieren ansetzt, wo man täuscht und getäuscht wird, vermuthet, erräth, neckt und verfolgt, um im Augenblicke des allgemeinen Demasquens zu finden, daß man auf ganz falscher Fährte war, und Bekannte, die man gefunden zu haben meinte, in ganz andern Masken entdeckt! — Hat die Leserin schon einen Maskenball besucht? Es ist ein überraschend blendender und verwirrender Anblick, der durch das beständige Bewegen der bunten Menge, durch das Anstarren der leblosen Gesichter, hinter welchen die Augen so lebhaft hervorsinken, hauptsächlich aber durch das Gezwitscher, Gequise und Gesummel (da alle Anwesenden, um ihre Stimmen zu verstellen, gewöhnlich in den höchsten Tonalitäten sprechen) auf den Neuling einen höchst sonderbaren und oft beängstigenden Eindruck hervorbringt. — Schreiberin, die sich lange darauf gefreut, einen Maskenball zu besuchen, und ihre Bekannten recht zu necken, in der Meinung, eine Larve vor dem Gesicht müsse zugleich Courage und mitwillige Einfälle inspiriren, fand sich von dem eben beschriebenen Anblick so überrascht und verwirrt, daß sie sich auf dem ersten Stuhle niederließ, bei der scherzhaften Anrede einiger Masken sich außer Stand fühlte, zu antworten, weil ihr die Stimme versagte, und nur der Gedanke an die Schwierigkeit, sich allein hinaus zu finden, sie davon abhielt, den Saal sofort zu verlassen. Was uns am meisten auffällt, und wir möchten sagen verleiht, ist das allgemeine „Du“ der Anrede, das die Maskenfreiheit jedem Maskirten gestattet. Zum ersten Male gehört, erweckt es eine Art Indignation, wir sind empört, uns von jedem unscheinbaren Domino oder Gärtnerbüschel so respektlos behandelt zu sehen; allein alles dies dauert nur wenige Minuten; einmal in der lustigen Menge, wo möglich am Arme eines erfahrenen Begleiters, und wir sind bald in dem scherzhaften Treiben heimisch, und beantworteten unerschrocken die an uns gerichteten forschenden Fragen. — Es wird viel Unfug geredet auf einem Maskenballe, geistreiche und pikante Aeußerungen und Antworten findet man nicht so häufig, als man denken sollte, und doch erinnert man sich später noch mit so großem Vergnügen des allerunbedeutendsten Gespräches, das man geführt, und lacht herzlich über kleine Intriguen und Mystificationen. Es ist die frühliche Stimmung des Augenblickes, die sorglose Heiterkeit, die wir damals empfinden, die uns die Erinnerung werth macht und deren Andenken vergoldet!

Betrachten wir die drei verschiedenen Arten von Bällen, in denen sich uns die Maskenfeste gewöhnlich darbieten. Privatmaskenbälle sind selten amüsant, die Zahl der Eingeladenen ist beschränkt, man weiß im Voraus, wen man treffen wird, und ein baldiges gegenseitiges Erkennen ist die Folge; auch fehlt es in Privathäusern gewöhnlich an dem Raume, den eine maskirte Gesellschaft zur beständig freien Bewegung durchaus nöthig hat, und wovon deren Amüsament abhängt. — Für dieses Bedürfnis wäre nun bei den großen, gewöhnlich in Opernhäusern gegebenen Maskenbällen hinlänglich gesorgt; allein diese haben auch wieder ihre Schattenseiten, die hauptsächlich darin bestehen, daß die Billets käuflich sind, und folglich die Theilnahme allen Ständen gestattet ist, die dann auch gewöhnlich alle mehr oder weniger vertreten sind. — Für Männer, die gewöhnt sind, sich überall freier zu bewegen, mögen solche Bälle wohl Vergnügen bieten; allein für Damen ist es nicht der rechte Ort, um sich dem Maskenspaß ungenirt hinzugeben. Nicht alle Menschen kennen die Grenze der allerdings weitgehenden Maskenfreiheit; Viele sind taktlos genug, dieselbe zu überschreiten, und eine Dame der höheren Stände thut wohl daran, sich nicht in ein solches Gewühl zu wagen, es sei denn wohl verummumt am Arme eines welt erfahrenen Cavaliers, der sie nach allen Seiten hin zu leiten und zu schützen vermag. Am besten thut man, sich einen solchen Ball von einer Loge aus anzusehen, wo man in behaglicher Sicherheit, vor Staub und Drängen geschützt, eine weite Uebersicht über den Saal genießt, und Gelegenheit findet, der Sache ihre komischen Seiten abzugewinnen. Außer Uniformen aller Art mit zweifelhaften Goldborten und über-

mäßig dicken Epaulettes, sieht man gewöhnlich viele stitterhaft aufgeputzte Griechen, baumwollsamtnete Türken und Polen, und nur selten ein originelles gut ausgeführtes Männercostüm, während sich unter den Damenmasken doch oft viel Geschmack und Nettigkeit zeigt. Zahlreiche Fleder-mäuse und Dominos in allen Farben verbergen die Angehörigen höherer Stände, die hierher gekommen sind, um zu schauen und ähnlich verummumte Bekannte zu erspähen; selten tanzen die Dominos, schon aus dem Grunde, ihr Incognito nicht aufgeben zu müssen; denn bei der Bewegung des Tanzes ist Jedermann leicht zu erkennen. Es ist ein äußerst komischer Anblick, die Tanzenden auf einem Maskenballe zu beobachten. Hier walzt ein Possillon mit einer Nonne, dort führt ein edler Venetianer eine Regimentstochter zur Quadrille, und während die steife Rococobame sich herabläßt, die Subligungen eines Matrosen entgegenzunehmen, läuft ihr Pendant, ein Herr in stark gepudertes Perrücke, in himmelblauem gesticktem Frack, einer kleinen Zigeunerin nach! — Ein reiches buntbewegtes Bild ist solch eine Redoute, die man gesehen haben muß, um eine Vorstellung von größeren Maskenfesten zu bekommen; allein zur persönlichen Theilnahme sind doch wohl nur die Maskenbälle der geschlossenen Gesellschaften zu empfehlen, die die Einladungen nur an ihre Mitglieder ausgeben, und wo man sich deshalb sicher und frei bewegen darf.

Ein solcher Maskenball ist ein Ereigniß, und wird um so mehr dazu, wenn die Stadt klein und die Gesellschaft groß ist. Er schließt gewöhnlich die Saison, und wird schon aus diesem Grunde eifrig besucht; allein er ist hauptsächlich deshalb von größerem Interesse, da er älteren, nicht mehr tanzenden Leuten Gelegenheit giebt, sich unter die Jugend zu mischen und sich zu amüsiren, nicht bloß durch Zuschauen, sondern durch eigene Mitwirkung. Es ist eine eigentümliche Wahrnehmung, daß bejahrte Leute mit größerem Eifer und schlauerer Verheimlichung ihre Zurüstungen zum Maskenballe betreiben, wie junge, eben erst in die Welt tretende, denen es meistens nur darum zu thun ist, ein Costüm zu tragen, was sie kleidet, und darin nach Herzenslust zu tanzen. Wir können nicht umhin, der jungen Leserin, die vielleicht noch keinen Maskenball besucht hat, in dieser Beziehung einigen Rath zu ertheilen; denn von der glücklichen Wahl eines Costüms hängt mehr oder weniger das Amüsement des Abends ab.

Wenn ein Maskenball herannahet, so werden gewöhnlich von der Damenwelt jene Costümläuter zu Rathe gezogen, die die deutschen und französischen Modejournale um diese Zeit zu bringen pflegen. Dann wählt man das, was am meisten in die Augen fällt, oder wozu man bereits einige Bestandtheile in seiner Garderobe hat, ohne Rücksicht auf Figur, Teint und Haarfarbe der Persönlichkeit, die ihn tragen soll, weshalb man denn auch so häufig verunglückte Maskenanzüge sieht, die viel Mühe und Geld gekostet haben, und anstatt zu kleiden, die Tänzerin entstellen und verhäßlichen.

Ohne tiefer in dieses weite Thema einzugehen, wollen wir nur einige allgemeine Andeutungen geben, die bei der Wahl eines Costüms zur Richtschnur dienen dürften.

Kleine starke Figuren sollten bei der Zusammenstellung ihres Anzugs alle schweren Stoffe, namentlich Sammt, Pelze und dergleichen vermeiden, sondern eher etwas wählen, was sie nett und leicht erscheinen läßt; besonders ist dabei die Kopfbedeckung zu berücksichtigen, die aus Flor, Blumen, Bändern, auch wohl einem gräßlichen Hüthen bestehen darf, aber ja nicht aus einem schweren Barett, Mütze, Tuch u. s. w., was immer gedrückt aussieht und großen schlanken Damen zu empfehlen ist. Letztere können so ziemlich Alles tragen, doch haben auch sie ihre Klippen, die sie umgeben müssen; z. B. der Anzug einer Bäuerin, Fischerin u. s. f., der das Tragen eines kurzen Rockes bedingt, ebenso eine hohe Frisur, die besonders einem langen schlanken Halse unvortheilhaft ist. — Blondinen müssen ganz besonders vorsichtig wählen, indem ihnen durch ihre Haarfarbe manches effektvolle Costüm unmöglich gemacht ist, wie Italienerin, Spanierin, Zigeunerin, Griechin, während alle russischen Trachten, die schottischen mit ihren dunkeln Barets, die niederländischen Schleierhauben und altdeutsche Costüme dem blonden Haar vorzüglich stehen, so wie auch dasselbe zu Puderfrisuren sich am besten eignet. Aber auch außer Haarfarbe und Figur ist noch Manches bei der Wahl zu berücksichtigen; denn es ist nicht genug, die erforderlichen körperlichen Eigenschaften zu besitzen, die dieses oder jenes Costüm bedingt, die Annahme eines solchen verlangt in vielen Fällen auch geistige, und sogar Kenntnisse: geographische, geschichtliche, Sprach- und Sittenkenntnisse, wenn wir die mit dem Costüm übernommene Rolle würdig durchführen wollen. Es ist gar traurig, wenn eine Schottin nach den Bergen und Scenen ihrer Heimath befragt, keine Auskunft zu geben vermag; eine Griechin die Geschichte ihres Vaterlandes nicht kennt, und alte berühmte Namen ihren Ohren fremd klingen; wenn eine Italienerin eine in den süßen Lauten ihrer Sprache an sie gerichtete Frage nur deutsch beantworten kann, und die gepuderte, im altfranzösischen Costüm daherschreitende Dame ihren Fächer nicht zu handhaben oder eine ihrem Anzug entsprechende Verbeugung nicht zu machen versteht. — In einer Stadt, die eine größere Bürgerschaft besitzt, und darauf wöhnlich Opern und Schauspiele giebt, die die mannichfachen Costüme und Sitten dem Publikum vorführen, ist es schon leichter Etwas zu finden, was hübsch kleidet und uns in der angegebenen Richtung keine auszuwählenden Bedingungen auferlegt; allein in wie vielen Städten ist dies nicht der Fall, und gleichwohl werden auf Maskenbällen dieselben Ansprüche an Eleganz und Corretheit der Costüme gemacht. Man thut daher wohl, sich einige Costümbücher zur Durchsicht zu verschaffen, wie sie jede Hofbibliothek, Theaterverwaltung und größere Leihbibliothek besitzt. Sie sind meistens vortreflich gemalt, mit näheren Angaben über die darzustellende Person versehen, und leicht läßt sich da das Passende wählen und nachbilden, wobei man stets bedacht sein muß, das, was man schon in diesem genre besitzt, nützlich zu verwenden, und deshalb in Farbezusammenstellung und Auszierung verschiedene Abänderungen eintreten lassen kann, je nachdem es ökonomische oder persönliche Rücksichten erfordern.

Nur in einem Falle darf dies nicht geschehen, sondern muß streng an den Einzelheiten des Costüms festgehalten werden, nämlich: wenn man sich verbindlich gemacht hat, in einem Nationaltanz, einer Gruppe, Tableau oder dergl. Ausführung mitzuwirken, wie solche öfter auf Maskenbällen vorkommen, und zu deren Verherrlichung beitragen. In den vorausgehenden Berathungen wird gewöhnlich das Costüm

besprochen, von der Mehrzahl gewählt und bestimmt; dann ist Gehorsam die erste Pflicht, und man muß es tragen, ob es kleidet oder nicht, und darf keine eigenwillige Abänderung daran vornehmen, die die Einheit des Gesamteindrucks stören könnte. — Man wird für solche kleine Eitelkeitsopfer hinlänglich entschädigt durch das Vergnügen, das die Mitwirkenden bei solchen Gelegenheiten genießen. Die der Aufführung vorausgehenden Proben, die gewöhnlich in den Häusern der betreffenden Damen gehalten werden, gleichen meistens eben so vielen Tanzgesellschaften; und dann der Ball selbst! Welche Freude, durch die wohlgeleitete Aufführung gewissermaßen der gefeierte Mittelpunkt des Abends geworden zu sein! Gewiß, wir wünschen allen tanzlustigen jungen Leserinnen ein solches Vergnügen, es wird sie sehr befriedigen, und ihnen lange eine heitere Erinnerung sein!

Wir schließen unsere kleine Faschingsbetrachtung in der angenehmen Hoffnung, der unerfahrenen Leserin manchen Wink gegeben zu haben, der sie das schwierige, glatte Terrain eines Maskenballes mit etwas größerer Sicherheit betreten läßt, und wünschen Allen einen recht fröhlich belebten Carneval, damit es ihnen möglich werde, unsere Rathschläge praktisch anzuwenden.

[2742]

Marie Louise.

Verzinnetes eisernes Kochgeschirr

aus der Fabrik von G. W. Hirsch in Berlin, Köpnikerstraße Nr. 68.

Seit einer langen Reihe von Jahren schon hat in den meisten Haushaltungen das eiserne Kochgeschirr das irbene verdrängt, und der dem eisernen Geschirr zu Theil werdende Vorzug ist dadurch vollkommen gerechtfertigt, daß es, der höhern Preise ungeachtet, durch seine Haltbarkeit sich in Wahrheit wohlfeiler erweist, als das ungleich billigere thürnerne Geschirr.

Das in Deutschland bis vor Kurzem noch allein gebräuchliche gußeiserne Kochgeschirr war das sogenannte emaillirte, welches, obgleich es in neuem, noch ungebrauchtem Zustande sehr sauber aussieht, nach kurzer Benutzung jedoch, was die Emaille betrifft, nicht nur das gute Aussehen verliert, sondern größere Uebelstände erkennen läßt: namentlich das Abspringen einzelner Stücke der Emaille an der inneren Seite des Geschirrs, wodurch die darin gekochten Speisen übeln Beigeschmack und ein unklares Ansehen erhalten.

Das verzinnete Eisengeschirr läßt von diesen Mängeln Nichts bemerken, und wir freuen uns sagen zu können, daß die Fabrik des Herrn Hirsch zu Berlin in der Kunst, Gußeisen zu verzinnen, durch eben so schöne als brauchbare Fabrikate sich empfehlenswerth erwiesen hat.

In England ist die Kunst, Gußeisen zu verzinnen, schon längst bekannt; doch das Geheimniß ward und wird noch jetzt streng bewahrt von der Fabrik, in deren Besitz es sich befindet. Nach langen vergeblichen Forschungen und mißlungenen Versuchen sachkundiger Männer ist es endlich einem preussischen akademischen Künstler gelungen, die Verzinnung des Gußeisens zu bewerkstelligen und zwar in so vollkommener Weise, daß unsere einheimischen Fabrikate an Glanz und Haltbarkeit die englischen übertreffen.

Namentlich lassen sich den Fabrikaten der oben genannten Fabrik diese Eigenschaften nachrühmen. Schon auf der großen Pariser Ausstellung wurden dieselben mit der silbernen Medaille prämiirt; doch jetzt, da die Art der Verzinnung sich noch weiter vervollkommenet, dürfen wir um so sicherer das verzinnete Eisengeschirr aus der Fabrik des Herrn Hirsch den Hausfrauen empfehlen.

Als Beweis, wie eng und vollkommen das Zinn mit dem Eisen verbunden, führen wir an, daß von einem ins Feuer geworfenen Topf zwar ein Theil der starken Verzinnung abschmilzt, der Topf, herausgenommen und mit Asche gepulvt, gleichwohl noch vollkommen verzinnt erscheint, und noch Jahre lang zum Kochen gebraucht werden kann.

Wie schon bemerkt, springt das Zinn niemals ab, doch wenn nach langjährigem Gebrauch eines Kochgeschirrs die Verzinnung zu dünn geworden sein sollte, so läßt sich dieselbe mit geringen Kosten erneuern.

Da das Zinn bekanntlich ein bedeutend besserer Wärmeleiter ist, als die aus erdigen Theilen bestehende Emaille, so ist es leicht begreiflich, daß in verzinnem Geschirr das Kochen der Speisen viel weniger Brennmaterial erfordert, als in emaillirten Töpfen, was bei den hohen Preisen des Brennmaterials sehr wohl zu beachten ist.

Am vortheilhaftesten in Betreff des Brennmaterials sind die luftdicht verschlossenen papianischen Töpfe, die sich besonders zum Kochen von Bouillon eignen.

In diese Töpfe wird das Fleisch nebst der erforderlichen Quantität Wasser gethan, der Deckel darauf besetzt, und so lange darauf gelassen, bis das Wasser zu kochen beginnt. Nun wird der Deckel abgenommen, das Fleisch während des Kochens geschäumt und dann wieder mit dem Deckel fest verschlossen. In der Hälfte der sonst zum Garkochen des Fleisches nöthigen Zeit ist dasselbe weich, die Bouillon wohlschmeckender, und natürlicher Weise auch kräftiger, als sie beim Kochen in leicht verdecktem Geschirr werden kann, abgesehen von dem Vortheil, den der sehr geringe Verbrauch des Brennmaterials in luftdicht verschlossenen Töpfen gewährt.

Die Reinigung des verzinneten Geschirrs ist leichter als die des emaillirten, indem die poröse Emaille-Masse die Speisen allzu sehr annimmt, um ihre Spuren so schnell daraus zu entfernen, wie es bei dem glatten Zinn möglich. Mit Asche geschwemmt und trocken ausgewischt, bleibt das verzinnete Geschirr stets spiegelblank; das Scheuern mit Sand ist nicht anzurathen, doch ist in der Fabrik des Herrn Hirsch zugleich ein Wasser zu haben, welches, mit einem Lappchen auf die Verzinnung leicht aufgetragen und sorgfältig wieder nachgetrocknet, das Geschirr ebenfalls blank erhält.

Die Preise des verzinneten Kochgeschirrs sind jetzt noch etwas theurer, als die des emaillirten, doch dürften dieselben sich bei allgemeiner Verbreitung dieses Geschirrs bald niedriger stellen; jedenfalls ist der Ankauf des verzinneten Kochgeschirrs den Hausfrauen anzurathen, da durch Ersparung von Brennmaterial die anscheinend große, erste Ausgabe sehr bald gedeckt wird.

Original-Musik des Bazar.

Jubel-Polka-Mazurka.

Scherzoso. 8^{va}

G. Werny.

Ritt jedoch sehr leicht hart wird, muß mit dem Aneinanderfügen der zerbrochenen Gegenstände sehr schnell verfahren werden.

Fester Ofen-Kitt.

Rein gesiebte Holzasche und Küchensalz zu gleichen Theilen rührt man in Wasser zu einem Teige. Dieser Teig gewährt den dauerhaftesten Kitt, welcher nicht nur zum Ausfüllen der Ritzen in alten Ofen, sondern sogar zum Zusammenfügen neuer gebraucht werden kann.

Dauerhafter Kitt zu Glas.

Man reibt Mastix mit etwas Wasser zu einem feinen Brei, bestreicht mit einem feinen Pinsel die beiden auseinandergebrochenen Ränder des Glases und läßt sie trocken werden. Dann hält man die bestrichenen Ränder über Kohlenfeuer, damit der Mastix schmelze, und fügt dann die Theile genau passend zusammen.

Bereitung des kölnischen Wassers.

Mit einem halben Quart des stärksten, reinsten Alkohols vermischt man 1/2 Loth Orangenöl, 1/2 Loth Bergamotöl, 1/8 Quentchen Nelkenöl, 7/8 Quentchen Lavendelöl, 3/8 Quentchen Rosmarinöl, 15 Gran Neroli, 2 Gran Ambra gris, lasse diese Mischung 8 Tage in steter Sonnen- oder Ofenwärme destilliren,

giese darauf noch 1/2 Quentchen Essigäther hinzu, filtrire dann die Flüssigkeit durch Bispapier, und fülle sie in die dazu bereitstehenden Flaschen.

Weinstecke aus Tischzeug zu entfernen.

Ist das Tischzeug mit rothem Wein begossen worden, so nimmt man sogleich reinen Kornbranntwein, wäscht darin die Flecke, gleich darauf jedoch dieselben mit Wasser und Seife nach und spült sie dann in reinem Wasser aus.

Auch auf folgende Art sind Weinstecke zu entfernen: Gute Milch, ohne Zusatz von Wasser, wird warm, doch nicht kochend auf die besetzten Stellen des Tischstuchs oder der Servietten gegossen. 24-36 Stunden muß das Tischzeug darin liegen bleiben, dann zündet man Schwefel an, hält den nassem Fleck darüber und wäscht diesen dann auf gewöhnliche Weise; bei frischen Weinstecken ist die einmalige Anwendung dieses Mittels genügend, bei schon veralteten muß dieselbe wiederholt werden.

Das Rauchen der Lampen zu verhüten

Man befeuchtet den Docht mit Weinessig und läßt ihn wieder trocknen, oder thut Zwiebelsaft in die Lampe, gießt dann das Del hinein, und wird finden, daß es rein und rauchlos brennt. Das sparsame Brennen des Dels läßt sich durch etwas Salz bewirken, welches man hinein thut.

Notizen.

Die Süße vor dem Erfrieren zu schützen.

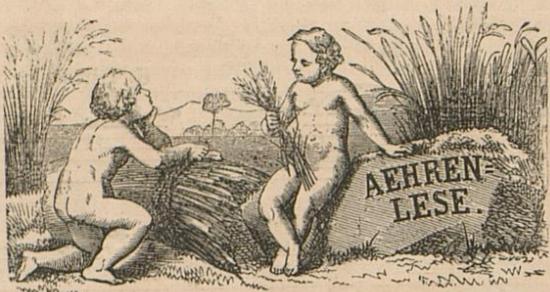
Man feuchtet Bispapier oder Leinwand mit Weingeist (spiritus vini) an, legt dies über die Strümpfe, darüber einige Blätter trocknes Schreibpapier, und zieht dann die Schuhe oder Stiefeln an.

Fester Kitt zu Porcellan.

Ungeblähter frischer Kalk wird zu Pulver gerieben, und mit weichem Käse (Quarz) und Eiweiß zu Brei gerührt. Da dieser

[2623]

[2724]



Die Feder, die durch Liebe besüßelt, oder in schwarzen Haß getaucht ist, Die zarte Hüft des Mannes, oder des Adels scharfe Schärpe handhabt, Hat mehr Gutes ins Leben gerufen, als die Alles befehlende Sonne, Hat mehr Böses der Menschheit gethan, als das Schwert mit seiner blutigen Macht.

Wer Alles feig befehlt mit tragem Glauben, Der läßt sich, leicht bejahend, diesen rauben.

Wer dem gefürchteten Gelächter der Welt zu trocken wagt, ist darum noch kein großer Philosoph, denn ein unbedeutender Geist macht gern von sich reden, um so das kleine Selbst hervorzuheben.

Am schwersten zu ertragen ist Spott von Unfers-Gleichen, und dieser allein ist daher ein Prüßlein wahren Muthes. Der Hohn einer zischelnden Welt hat einen Anflug von Erbarmen, aber ein spöttelnder Bekanntheitstrenn wie ein fliehender Wespenstich.

Es ist eine der wahrsten, größten Trübsale des Menschen, des Wortes nicht mächtig zu sein, wenn ein Wort nöthig oder heilsam wäre, wenn die Thoren, die durch Mittheilung guter Gedanken lernen könnten, spottend umhergehen, wenn der Freunde Mitleid mehr noch als Tadel verwundet, wenn der Gedanke, der seinen Ausgang findet, verabschwendet an des Herzens Farnen nagt und der Mensch von seinem Standpunkte herabfällt, weil ihm des Wortes leiser Laut gebracht, Tausend Sorgen, Schmerzen und Demüthigungen hat dieser Mangel im Gefolge, die der nicht kennt, welchem die glückliche Gabe der Rede beschieden.

Thue das Gute ohne Scham: nicht als ob Du Verbrechen begünstigst, denn der Redliche fragt sich heimlich: Warum? — weil er denkt, daß nur Sünde sich verdecken müsse. Das offene Beispiel thätiger Menschenliebe, die nicht prunzt, doch unverhüllt den Augen der Menschen sich zeigt, ruft in die Ohren der Trägen und Gleichgültigen: Gehe hin und thue desgleichen!

Ein Ebenbürtiger der Vollkommenheit vermag allein Vollkommenheit zu fassen.

Willst Du misstrauen, so misstrau Dir, und willst Du hoffen, so hoffe nicht auf Götter.

Vortheil mit dem Vergnügen zu paaren, Nutzen aus der Freude zu erheben, das ist des Weisen unverrücktes Ziel, wenn er im Schatten der Erholung ruht; selbst wenn er nur müßigen Spiel folgt, wird sein Geist nicht müßig sein. Der Kluge studirt sein Vergnügen, der Einfältige lacht bei seinen Studien.

Alle Tugenden der Seele hängen an einem gemeinschaftlichen Bande, dessen Trennung Gefahr bringt. Man löst den Endknoten der Schür, denkt nur eine Perle hinabgleiten zu lassen, und siehe — alle übrigen gleiten nach.

Nebe Dich im Leben Nichts für schön zu halten, als das Gute, nichts für nützlich, als das Wahre, nichts für vergnüglich und ergötzlich, als das Erlaubte, nichts für ehrenvoll, als das Gerechte, nichts für beneidenswerth, als die Tugend, nichts für unglücklich, als die Sünde.

Der Mensch ist nie sanfter, als wenn er in seinem Entschlusse recht fest ist.

Ich stehe zwar voll Nahrung und Glückwünschen neben dem Kusse zweier Freundinnen und neben der Umarmung von zwei tugendhaften Liebenden, und aus dem Feuer ihrer Altäre fliegen Funken in mich; aber was ist diese Erwärmung gegen die sympathetische Erhebung, wenn ich zwei Menschen, gebüdet unter einerlei Bürden, geküßt zu einerlei Nächten, angefeuert zu derselben Sorge, für einerlei kleine Liebtinge, einander in einer schönen Stunde an die überwallenden Herzen fallen sehe? Und wenn es vollends zwei Herzen sind, die schon die Trauersehne des Lebens, nämlich das Alter, tragen; deren Haare und Wangen schon ohne Farbe, deren Augen ohne Feuer sind, und deren Angen sich tausend Dornen zu Bildern und Leiden ausgestochen haben; wenn diese sich umfassen, mit so müden, alten Armen, und so nahe am Abhänge ihrer Gräber, und wenn sie sagen oder denken: „es ist uns Alles abgehoben, aber unsere Liebe nicht, — o, wir haben lange mit einander gelebt und gelitten, nun wollen wir auch zugleich dem Tode die Hände geben und uns mit einander wegführen lassen!“ — so ruft Alles in uns auf: o Liebe! dein Funken ist über der Zeit, er glimmt weder an der Freude noch an der Rosenwange; er erlischt nicht unter tausend Thränen, noch unter dem Sehn des Alters, noch unter der Asche deines Geliebten. Er erlischt nie; und du Allmächtiger, wenn es keine ewige Liebe gäbe, so gäb' es ja gar keine!



Kreuz- und Quer-Charade.

1 2 / 3 4

In manchem Lande wirst Du 1. 2. schauen, Im schönen Holstein so zum Beispiel gleich, Und durch 1. 2. erst werden dort die Gauen In malerischen Bildern reich.

Triffst 4. die 2., so kam 2. 4. leicht kommen, Zumal wenn 3. vor 4. sich dabei stellt, Und hast Du eine Reiz' auf 3. 2. vorgenommen, So glaube nicht, daß 2. 4. Dir gefällt.

Als Inselnd wirst Du wohl 2. 1. kennen, Die Dürre ist es, die uns davon trennt, In Kriegeszeiten hört man 1. 4. nennen, In Preußenland es sicher jeder kennt.

[2748]

J. Geißler.

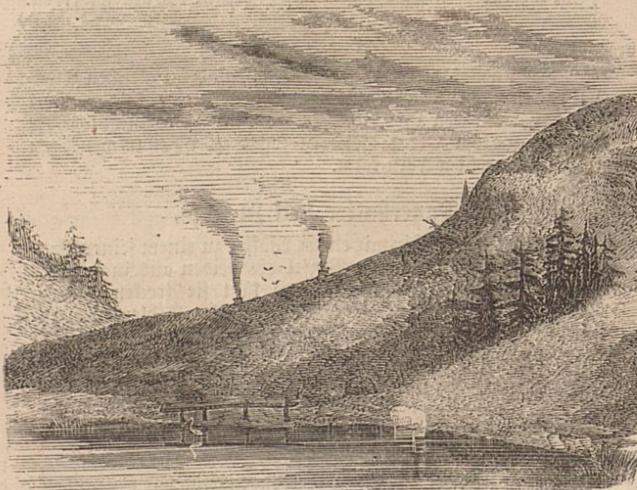
Räthsel-Aufgabe (Räthsel).

Table with 8 columns and 6 rows of letters for a word puzzle.

Erster Nebus.



Zweiter Nebus. (Sprichwort.)



Auflösung des Räthfels in Nr. 3.

Erbauen, Bauern, Brauen, Rebe, Erbe, Auen, Reben, Raube, Eber, Auber, Erbaue.

Auflösung des Nebus in Nr. 3.

Die Sanftmuth einer Frau ist ihre beste Waffe.



Fr. v. S. in Z. War Ihnen das noch neu? — In Frankreich ist der Neujahrstag das, was bei uns das Weihnachtsfest; d. h. es ist der Tag, an welchem Familienglieder, Freunde und Bekannte einander besichtigen. Die ersten Tage eines neuen Jahres sind dort noch mehr als in Deutschland dazu bestimmt, Höflichkeitsbesuche abzusenden, Freundschaftsbündnisse zu befestigen. Die Neujahrsvorlesungen werden bis zu den entferntesten Kreisen der Bekanntheit ausgebreitet, und Glückwünschreiben an alle auswärtigen Freunde ausgesendet.

Zur Nachricht.

Im Interesse derjenigen unserer Abonnentinnen, welche die einzelnen Nummern des Bazar (Jahrgang 1857) zu „Einem Bande“ vereinigen möchten, um denselben in fester Gestalt als ein geschlossenes Werk zu besitzen, bemerken wir, daß Herr J. Bachmann in Berlin (Solzgartenstraße 4.) elegante Einbände für den Bazar in Leinwand mit reichem Titel in Golddruck in Vorrath angefertigt hat, welche zu dem im Verhältniß sehr billigen Preise von 20 Sgr. zu haben sind, und von Nicht-Verstimmern durch Vermittelung der resp. Buchhandlungen bezogen werden können.

Die Administration des Bazar.